

# ERNST <sup>#24</sup>

In Zusammenarbeit mit  
[paargeschichten.ch](http://paargeschichten.ch)



## Paargeschichten

## Impressum

**www.ernstmagazin.com**, ISSN 2504-4222,  
Mühlestrasse 5, 8400 Winterthur

**Redaktion** Adrian Soller (Leitung),  
Alexander Estis, Frank Keil, Ivo Knill, Martin Schoch,  
Anna Pieger, Anita Zulauf  
redaktion@ernstmagazin.com, +41 (0) 76 720 34 00

**Lektorat** Peter Anliker, Markus Schütz  
Erscheint 4-mal jährlich  
(März, Juni, September, Dezember)

**Auflage** 5150 Exemplare

**Abonnemente** +41 (0) 71 388 81 92,  
abo@ernstmagazin.com

**Abonnementspreis** 4 Ausgaben CHF 80.- / € 70.-

**Konto** IBAN: CH16 0900 0000 3038 1685 6  
(Betrag in CHF einzahlen)

IBAN: CH83 0900 0000 9154 5041 1  
(Betrag in Euro einzahlen)

**Spendenkonto** IBAN: CH55 0900 0000 6014 6375 8  
BIC: POFICHBEXXX

**Inserate** +41 (0) 76 720 34 00,  
inserate@ernstmagazin.com

**Inserateschluss** 15. Feb., 15. Mai, 12. Aug., 7. Nov.

**Herausgeber** Verein MZ, Burgdorf

**Druck** Cavelti AG, Gossau, www.cavelti.ch

**Gestaltung** Kaspar Eigensatz, www.eigen-satz.ch

**Schriften** Lexik von Thomas Hirter und

Euclid Flex von Swiss Typefaces

**Titelbild** Lea Neuenschwander

## **Viel mehr als ein Gefühl!**

*Ob in der Kirche oder auf der Goa-Party: Wer anderen seine Freundin, seinen Mann, seine Partnerin vorstellt, bekennt sich. Dabei geht es immer um mehr als um Zweisamkeit. Es geht um eine gesellschaftliche Form. Es geht um Bindung und Freiheit – und um die Suche nach deren Gleichgewicht. Ein Paarleben ist ohne diese Suche, die immer etwas Prekäres, etwas Skandalöses hat, wohl nicht zu haben.*

*Doch wer sich zum Paar bekennt, kann glücklich werden, kann scheitern, kann zweifeln und dann wieder hoffen – das wird in der wunderbaren Fülle an Paargeschichten fassbar, die wir für dieses Heft sammeln konnten. Da ist eine Frau, die das «Traubenzimmer» wieder allein bewohnt – und da ist eine Frau, die es leicht nimmt, als ihr der Mann am Strand seine vielen Affären gesteht.*

*Nach Väter-, Geschwister- und Erbgeschichten haben wir dieses Jahr also Paargeschichten gesammelt. Haben unsere Redaktionstüren dafür wieder weit geöffnet: diesmal für eine schöne Zusammenarbeit mit dem Burgdorfer Biografischen Institut, der Meldestelle für Glücksmomente und der IG PEF-Pastoral, dem Zusammenschluss der Deutschschweizer Paar- und Familienseelsorge.*

*Letztere hat uns das Sammeln der Paargeschichten finanziell – und auch durch das Schaffen intimer Erzählräume – ermöglicht. Und jetzt tragen wir die gesammelten Geschichten hinaus in die Welt: mit dieser Ausgabe, mit Lesungen und mit der Website «paargeschichten.ch», wo alle Geschichten ab sofort aufgeschaltet sind und die wir euch sogleich, ja – ans Herz legen wollen.*

*Neben all diesen intimen Innensichten in die Herzkammer des Paaralltags schauen wir in diesem Heft auch von aussen auf das Paar. Wir haben mit Schwellenhütern gesprochen. Mit Florian beispielsweise: Der Kellner des «Ochsen» hat während fünf Jahren rund zweihundert Hochzeiten und Streitereien auf dem Parkplatz miterlebt und Fühlung mit Braut und Bräutigam genommen.*

*Wir haben mit dem Pfarrer und YB-Fan Tobi Rentsch über den Reiz des Unverfügbaren gesprochen, haben ihn gefragt, was Rituale von Gewohnheiten unterscheidet. Und wir haben uns von der Scheidungsanwältin Evelyn Meier-Eichenberger erzählen lassen, wieso sie einen Ehevertrag für romantisch hält und wie man sich gut auch wieder trennt.*

*Mit einem Blick in die Geschichte der Institution Ehe zeigt ERNST zudem, dass diese keineswegs immer selbstverständlich war und errungen werden musste; auch dass Ehe und Paar immer schon Ideen waren, die grösser sind als die Zweisamkeit. Und dass wir gut daran tun, die Ehe auch heute über den Kern der Kleinfamilie hinauszudenken.*

Adrian Soller  
redaktion@ernstmagazin.com

**Nie ging es beim Paar  
nur um Zweisamkeit** <sup>4-7</sup>

**Paargeschichten** <sup>8-25</sup>

**«Streitereien zwischen Braut und  
Bräutigam habe ich ignoriert»** <sup>26-27</sup>

**«Paare brauchen Rituale»** <sup>28-31</sup>

**«Ich mochte vor allem  
das weisse Kleid»** <sup>32-35</sup>

**«Es war so schön, als er noch im Bett  
neben mir lag»** <sup>36-39</sup>

**Geschlecht und Gesellschaft** <sup>ab 40</sup>

**Sinn und Sinne** <sup>ab 54</sup>

# Nie ging es beim Paar nur

Von der bürgerlichen Heiratspolitik über die Romantik bis hin zur Ehe für alle: Die Ehe war immer schon ein prekäres Gleichgewicht von Bindung und Freiheit, von gesellschaftlicher Form und individueller Ausprägung. Die grosse und lange Geschichte der Ehe.

Von Ivo Knill, Illustration: Lea Neuenschwander



# um Zweisamkeit

Das Paar ist seit Adam und Eva, Orpheus und Eurydike und Romeo und Julia die grosse Inszenierung der Zweisamkeit. In der Verliebtheit nimmt sie ihren blühenden Anfang, der auch den grössten Teil der Erzählung ausmacht. Mit dem Schritt in die Ehe findet das Paar seine gesellschaftlich anerkannte, vom Gesetz gegebene und von der Kirche geheiligte Form. Wenn die Liebe noch individuell und frei ist, dann war das Leben als Paar – bis vor wenigen Jahrzehnten – an die Form der Heirat gebunden, was sich zum Beispiel daran zeigt, dass der Kanton Wallis das Konkubinatsverbot erst vor 27 Jahren abschaffte.

Über viele Jahrtausende hinweg war die Ehe nur möglich als die Verbindung von Mann und Frau. Sie war der Ausdruck und die Erfüllung des heterosexuellen Ideals. Mann und Frau, Mutter und Vater, Gattin und Gatte ergänzten sich im Paar. Die Einführung der «Ehe für alle» im Jahr 2021 ist in der historischen Betrachtung ein Umsturz, der die tiefsten Codes unserer Gesellschaft knackt. Die Gegenwehr der Konservativen zeigt, dass der Umsturz noch keineswegs verdaut und noch längst nicht von allen als Befreiung gesehen wird. Ein Blick in die Geschichte zeigt aber, dass die Ehe in ihrer Form beweglicher und zugleich der Zugang zu ihr restriktiver war, als wir es heute vielleicht ahnen. Das Heiraten stand nicht immer allen offen, die es wollten.

Der folgende historische Überblick kann nicht vollständig und systematisch sein. Die Ausprägung der Ehe änderte sich mit den Zeiten und unterschied sich nach Konfessionen, Landstrichen und Religionen. Im grossen Bild zeigen sich aber Konturen, die unsere heutige Auffassung vom Paar zu erweitern vermögen.

## Das Privileg der Ehe

Heiraten – dies als erste Merkwürdigkeit – war über die längste Zeit der Geschichte weder ein selbstverständliches Recht noch eine Privatsache. Der Staat und die Kirchen reglementierten den Zugang zur Ehe über Gesetze und Bestimmungen, die die Heiratsfähigkeit regelten.

In Schweden galt noch bis ins 19. Jahrhundert, dass beide Eheleute lesen und schreiben können mussten – eine wahrhaft aufgeklärte Bedingung fürs Heiraten. In anderen Ländern musste der Mann eine Uniform besitzen – und das hiess: Er musste das Geld haben, eine zu kaufen. Der Ehestand war nicht für alle offen – sondern lediglich für jene Mitglieder der Gesellschaft, die Aussicht hatten, eine eigene Existenz zu gründen, einen Bauernhof oder ein Gewerbe zu übernehmen, um für sich und ihre Kinder sorgen zu können. Zudem gab es Verbote, über die Konfessionsgrenze zu heiraten. Beschränkungen dieser Art führten dazu, dass das durchschnittliche Heiratsalter von Männern in früheren Jahrhunderten bei 27 Jahren liegen konnte. Frauen heirateten mit 25. Beides war für die damalige Lebenserwartung spät.

Der begrenzte Zugang zur Ehe bedeutete, dass von den Geschwistern oft nur ein Sohn und eine Tochter eine standesgemässe Ehe eingehen konnten – es sei denn, das Eltern-

haus war reich genug, mehrere Kinder mit einer Ausstattung zu versehen. Töchter wurden möglichst gut verheiratet. Söhne, die das elterliche Gewerbe nicht erbten – im Alten Bern erbte der Jüngste den ganzen Bauernhof –, mussten sich als Knechte, Soldaten, Mönche und Kleinbauern ein Auskommen suchen.

So oder anders ausgeprägt sorgte der beschränkte Zugang zur Ehe dafür, dass die Gesellschaften in der Zeit vom Mittelalter bis zur industriellen Revolution sehr langsam wuchsen. Verluste durch Krankheiten und Kriege wurden durch eine Lockerung auf dem Heiratsmarkt ausgeglichen. In guten Zeiten aber war das Heiraten einer begrenzten Zahl von Menschen vorbehalten. Die Zahl der Ledigen konnte zu gewissen Zeiten bis zu 30 Prozent der heiratsfähigen Bevölkerung betragen. Es gab in den alten Gesellschaften eine grosse Zahl von Menschen, die in Klöstern als Nonnen und Mönche, auf Bauern- und Gewerbebetrieben als Knechte und Mägde ihr Auskommen fanden. Künstler, Bettler, Dirnen und Söldner ergänzten das Bild dieser Gesellschaften, die vielfältig abgestuft waren. In einer Biografie über den Maler Caravaggio heisst es, dass er im Rom des frühen sechzehnten Jahrhunderts in eine Halbwelt von Tausenden von männlichen und weiblichen Prostituierten eintauchte. Eine Ehe für alle gab es nicht – sie war das Privileg der Besitzenden.

Es waren das Ideal der romantischen Liebe und die Realität der Industrialisierung, die das strenge Regime des Heiratens sprengten. Seit Goethes «Werther», dem tragisch endenden Briefroman einer Dreiecksbeziehung, steht die Glut der Liebe als Bindung zwischen Mann und Frau weit über den kalten Überlegungen einer vernünftigen bürgerlichen Heiratspolitik, die in kühlem Abwägen die richtige Partnerwahl trifft. Das Herz muss entscheiden, denn das Glück zwischen Mann und Frau ist das Glück der Emotionen. Die Erfindung ist zweihundert Jahre neu, und sie machte auch Schule in Kulturen, die den Eltern die Wahl der Heiratspartner überliessen, dem Gedanken folgend, dass die Gefühle schon kommen würden, wenn die Partner in kluger Wahl passend zueinander gefunden wurden.

Zur gleichen Zeit des neunzehnten Jahrhunderts, in der die romantische Liebe gross wurde, schuf die Industrialisierung Arbeits- und Lebensmöglichkeiten für Menschen, die bis dahin keine Heiratschancen hatten. Weber konnten im kleinsten Häuschen mit wenig Land ein Leben fristen, Fabrikarbeiter fanden in den wachsenden Städten ein Aus-

kommen, und Beamte und leitende Angestellte wuchsen zur kleinbürgerlichen Mittelschicht heran, die in Wohnungen lebte. Sie alle konnten heiraten, denn nach der französischen Revolution erlaubten es ihnen die Gesetze.

Wie weit die Ehevorstellungen noch zur Zeit Napoleons von unseren entfernt waren, zeigt die Tatsache, dass im Zivilgesetzbuch, das er einführte, es dem Mann nicht erlaubt war, seine Mätressen im gleichen Haushalt wohnen zu lassen wie die restliche Familie. Die bürgerliche Kleinfamilie aus Vater, Mutter und Kind war noch nicht das Ideal der Zeit, Nebenbeziehungen – des Mannes – waren geduldet, wenn sie das Bild nicht störten.

### **Das ganze Haus**

Das Paar war im alten Denken der Kern eines Ganzen, das nicht nur Mann, Frau und Kinder umfasste, sondern das «ganze Haus», bestehend aus Knechten, Mägden, Gesellen, Dienstboten und mitversorgten und mitarbeitenden Verwandten. Der «Pater familias» herrschte milde oder schrecklich, besonnen oder leichtfertig über Organismen, die so gross waren, wie das Dach eines Hauses es erlaubte. Wer aber kein Dach über dem Kopf hatte, dem blieben das bunte Treiben der Landstrasse und die Zwischenwelten an den Rändern der Gesellschaft.

In diesen alten Gesellschaften gab es hohe Sterblichkeiten bei Kindern und jungen Frauen. Es gab Landstriche, in denen gleich mehrere Söhne den Namen des Vaters erhielten – in der Hoffnung, dass ein Kind überleben und den Namen weitertragen würde, denn Kontinuität war wichtiger als Individualität. Frauen gebaren viele Kinder. Sie mussten es auch, wenn die Familie nicht ausgelöscht werden sollte. Sechs, sieben oder acht Geburten waren noch bis weit ins neunzehnte Jahrhundert die Regel. Jede Geburt war mit Risiken verbunden, von denen das Kindsbettfieber eines war. Wenn Mütter und wenn Väter starben, mussten die Rollen neu besetzt werden. Von den Stiefmüttern und Stiefvätern berichten viele Märchen, die die soziale Realität von Patchwork-Familien spiegeln, die sehr häufig war.

Wenn wir heute im Ideal der romantischen Liebe Mann, Frau und später zwei Kinder sehen und denken, es müsse ein müheloses Glück sein, so war der Zugang zu diesem Ideal für unsere Vorfahren an schwer zu erfüllende Bedingungen und grosse Arbeit gebunden. Und wenn für uns Heutige das Paar – zumindest im Liebesideal – der Schauplatz des Lebens scheint, so war für unsere Vorfahren die Zugehörigkeit zu einem Grösseren wichtiger als das individuelle Glück. Oder individuelles Glück bedeutete letztlich die Zugehörigkeit zu einem grösseren Ganzen.

### **Mehr als Ich und Du**

Magisch ist Martin Bubers Satz: «Der Mensch wird am Du zum Ich.» Der Religionsphilosoph bringt damit zum Ausdruck, dass wir in Beziehung Gestalt annehmen. In der Begegnung der Liebe finden wir zu unserem Ich, indem wir über uns hinausschauen. Kann die Kraft der Paarbeziehung schöner erfasst werden als durch diesen Satz? Für Martin Buber war aber auch klar, dass diese Ich-und-Du-Beziehung, wenn sie nicht zur Symbiose werden soll, ein grösseres Du ausserhalb seiner selbst braucht. Bei Buber hat dieses Dritte eine spirituelle Dimension: «Die verlängerten Linien der Beziehungen schneiden sich im ewigen Du», schreibt er. Die kirchliche Heirat schafft – immer im Ideal gedacht – die Verlängerung ins «ewige Du».

Für die Philosophin Hannah Arendt wird die leidenschaftliche Bezogenheit der Liebenden zum Flammenmeer, das die Welt verzehrt: «In der Leidenschaft, mit der die Liebe nur das Wer des Anderen ergreift, geht der weltliche Zwischenraum, durch den wir mit anderen verbunden und zugleich von ihnen getrennt sind, gleichsam in Flammen auf. Was die Liebenden von der Mitwelt trennt, ist, dass sie weltlos sind, dass die Welt zwischen den Liebenden verbrannt ist.»

Liebende müssen sich aus ihrer ausschliesslichen Bezogenheit lösen. In der Heirat geschieht im Ideal dieser Schritt als Schritt in die Gesellschaft. Es bedeutet, eine Bindung zu finden, die die Welt nicht auf Dauer ausschliesst, sondern in den Raum des Paares hineinlässt.

Nicht ohne Grund hat sich die zivile Trauung neben der kirchlichen Heirat etabliert, die moderne Paare durch Rituale in der Natur oder im Kreis von Freunden ersetzen. Und ganz selbstverständlich ist die Ehe auch eine Verbindung vor der (Fest-)Gesellschaft und zwischen Familien. Die Heirat schafft ein spirituelles und gesellschaftliches Drittes, unter dem sich das Paar verbindet, und sie lässt Familien zusammenwachsen. Kinder, gemeinsame Projekte, der gemeinsame Hausstand erweitern das Paar und schaffen einen grösseren Raum der Begegnung und des möglichen Glücks. Freiheiten, die wir uns erhalten, um in unseren Projekten, in unserer Arbeit und in unseren Freundschaften zu leben, erweitern die Haushalte der Emotionen und der Sinnstiftung und lassen so den Raum des «ganzen Hauses» wachsen, den die früheren Familien unter dem Dach des Hofes mit Menschen und Tieren tummelnd bevölkerten. Dieses ganze Haus ist über Verwandtschaften und Freundschaften verbunden mit anderen Familien und wird zu einem Netzwerk aus Menschen mit ihren Biografien, Geschichten, Schwierigkeiten und ihrer Suche nach Sinn und Verbundenheit. Gemeinsame Ideale, eine spirituelle Ausrichtung, Werte, für die man als Paar einsteht, schaffen ein Drittes, das über die materiellen Güter und das Gewimmel von Mensch, Tier und Pflanze hinausweist. Das alles steckt in der grossen Geschichte des Paares, das sich vom Ich und Du der Liebe zum fruchtbaren Lebensbund entwickelt: Das ist die grosse Erzählung des Paares, das mit der Heirat zur lebendigen Zelle der Gemeinschaft wird.

Diese Erzählung ist immer ein Ideal, das Leben dazu ist immer voller Brüche. «Bis dass der Tod euch scheidet» – dieser Satz hatte in früheren Zeiten eine andere Realität: Ein entzündeter Blinddarm, eine Lungenentzündung, Erschöpfung, Hunger, Krieg, Auszehrung – der Tod kannte viele Wege, mitten ins Leben einzugreifen. Unsere Vorfahren mussten mit Verlust und Trauer in ganz anderem Mass fertig

werden als wir. Die Idee einer ganzen Familie konnte Halt geben. Auf alten Gemälden stellen sich Familien oft mit allen Kindern dar, den lebenden und den bereits gestorbenen. So behaupten sie die Ganzheit der Familie als ideelles Gebilde, das die Einschnitte des Todes übergeht.

Mit anderen Worten: Wenn wir von der Geschichte des (Ehe-)Paares sprechen, dann reden wir von der Geschichte einer Idee, die das Leben mit seinem Gewimmel, seinen Stürmen, seinen Brüchen, seinem kleinen und grossen Glück und Unglück überspannte und dem Leben einen Raum gab, der das Ich und Du des Paares um vielfältige Dimensionen des Dritten erweiterte.

### **Drinnen und Draussen**

Als patriarchatskritischer Mann verspürte ich keinen Drang zur Ehe. Als Appenzeller hätte ich damals eine Appenzellerin geehelicht, die nicht über das kantonale Stimmrecht verfügte, und wir hätten, als unsere Kinder zur Welt kamen, unter dem alten Eherecht geheiratet, das meiner Frau den Haushalt und mir den finanziellen Unterhalt der Familie zuwies. Das Scheidungsrecht stellte mir in Aussicht – auch als wir dann später doch heirateten –, dass ich meine Kinder einmal monatlich würde sehen dürfen und im Übrigen den Unterhalt zu leisten hatte. Diese Ehe hatte nichts mit dem zu tun, wie wir unsere Beziehung lebten – egalitär, gleichberechtigt, solidarisch in der Aufteilung unserer Betreuungsaufgaben.

In ehekritischen Kreisen wurde über Alternativen zur Ehe nachgedacht: Verträge sollten regeln, was zuvor die Ehe regelte. Im Übrigen wollten wir frei vom Ballast sein. Wir drängten aus dem Institut der Ehe hinaus in etwas Freieres. Daraus sind Formen wie der *Pacte civil de solidarité* (Pacs) entstanden.

Gegenläufig meldeten sich die Paare, denen der Eintritt in die Ehe versagt war, sie wollten Zugang zum gesellschaftlichen Privileg des Heirats, das eben mehr als ein Pakt zwischen zwei Menschen ist.

Also gab es Widerstand und Rebellion von beiden Seiten: Wem – wie bis vor wenigen Jahren den homosexuellen Paaren – der Zugang zum Leben als verheiratetes Paar verwehrt war, drängte hinein. Wer sich als verheirateter Mann oder verheiratete Frau in der Konvention und Ausschliesslichkeit der Ehebindung gefangen sah, drängte aus der Bindung hinaus und suchte Formen jenseits der patriarchalen Verfassung.

Mir wollte lange Zeit nicht einleuchten, wieso homosexuelle Paare so etwas Langweiliges und Bürgerliches wie eine Ehe anstreben sollten. Tatsächlich gab es auch innerhalb dieser Bewegung eine Kontroverse darüber, ob die Ehe als verknöcherte Form des Patriarchates denn so erstrebenswert sei. Der Blick auf die Geschichte der Ehe macht es aber klar: Die Ehe als Verbindung vor dem Gesetz, vor der Gesellschaft und vielleicht auch vor Gott oder dem spirituellen Ganzen führt weit über das Paar hinaus und gibt ihm einen Lebensraum und eine Zugehörigkeit über das Ich und Du hinaus. Dass nun auch homosexuelle Paare heiraten können, macht in meiner Sicht die Ehe bunter und lebendiger. Es höhlt sie keineswegs aus, sondern unterstreicht ihre Bedeutung.

### **Ausblicke**

Der Blick in die Geschichte kann helfen, die romantische, gefühlsbetonte Liebe nicht zum alleinigen Mass des Glücks zu machen. Stabilität, Dauer und Verlässlichkeit können ebenfalls ein Glück eröffnen. Das Aufgehen im Du muss nicht das Ende der Beziehung sein: Das Paar kann über sich hinauswachsen.

Es müssen nicht alle dem Ideal der Familie und des Paares folgen: Statt der Klöster von früher gibt es neue Formen kollektiven Lebens und Sorgens, die wichtiger werden, je mehr Menschen ein Leben lang mobil und eigenständig sind. Menschen müssen keine Kinder haben, sie müssen sich nicht auf Dauer verbinden, sie können sich und ihr Leben frei organisieren. Das Paar und das Ehepaar sind nicht das Mass des Glücks. Sie sind eine Form, es zu suchen.

Das Paar ist ein Ideal, ein sehr schönes sogar. Ein kurzer Blick in die Geschichte zeigt, dass wir gut daran tun, über das Paar als Zweierkiste und Kern der Kleinfamilie hinauszudenken. Wir dürfen froh sein, dass uns das Gesetz und die Gesellschaft weniger dreinreden, wie wir unsere Liebesbeziehungen leben. Und wir müssen gleichzeitig bereit sein, über die Idee von Ich und Du hinauszudenken, wenn wir Verhältnisse der Geborgenheit und gegenseitigen Sorge schaffen wollen.

## **Weiterlesen**

«**Ich und Du**» ist eine der bekanntesten und wichtigsten Schriften des Religionsphilosophen Martin Buber (1878–1965); sie erschien im Jahr 1923 und ist in vielen Ausgaben erhältlich.

«**Vita activa oder Vom tätigen Leben**» ist das philosophische Hauptwerk der politischen Theoretikerin Hannah Arendt. Die auf Vorlesungen beruhende Arbeit wurde zunächst 1958 in den USA unter dem Titel «*The Human Condition*» veröffentlicht. Die deutsche Fassung erschien 1960, von ihr selbst übersetzt.

**François Höpflinger** war Titularprofessor für Soziologie an der Universität Zürich und forschte und publizierte zur Geschichte der Familie und Ehe. «Zwischen Ehesakrament und Liebesbeziehung. Zur Geschichte der Ehe in der Schweiz» abrufbar unter: [hoepflinger.com](http://hoepflinger.com)

# Paargeschichten

Während eines Jahres schwärmten Autorinnen und Autoren von ERNST, des «Schreibdorfes» und der IG PEF aus, um Paargeschichten zu sammeln. In Erzähl- und Schreibwerkstätten entstand eine Sammlung von Geschichten, die hier auszugsweise erscheint und unter paargeschichten.ch laufend weiterwächst. Projektleiter Matthias Koller Filliger blickt zurück und ordnet ein.

Von Matthias Koller Filliger, Illustration: Lea Neuenschwander

Partnerschaft ist Thema im Leben von fast allen Menschen: Finde ich ein Gegenüber, das zu mir passt, an dem ich wachsen kann und durch das ich Wertschätzung, Verständnis, Anerkennung und Liebe erfahre? Finde ich einen Menschen, mit dem ich alt werden, zusammenleben, Projekte unternehmen und vielleicht heiraten oder eine Familie gründen will? Und selbst wer von der Zweierbeziehung nichts wissen will, muss sich zum Thema Paarbeziehung verhalten, wird von der Gesellschaft daran gemessen. Wieso ist dieses Thema für uns so zentral? Was steckt hinter dieser Suche nach Partnerschaft? Ist es die Sehnsucht nach Sicherheit, Verbindlichkeit und Beständigkeit? Ist es die Hoffnung, dass mich wenigstens ein einziger Mensch auf dieser Welt etwas kennt, erträgt, «in guten wie schlechten Zeiten»?

Ich weiss es nicht und muss es nicht wissen. Das Projekt «paargeschichten.ch» will gerade nicht einordnen, bewerten oder gar den moralischen Zeigefinger heben – sondern: Geschichten sammeln und Fragen anstossen.

Das Projekt «paargeschichten.ch» geht auf die Idee von Mark Riklin zurück und entstand in der Zusammenarbeit zwischen der Deutschschweizer Paar- und Familienseelsorge der röm.-kath. Kirche IG PEF, der Meldestelle für Glücksmomente, dem «Schreibdorf» und ERNST. Wir hören zu und regen zu einem vielfältigen Umgang mit dem Thema Partnerschaft an.

Immer wieder beobachtete ich beim Geschichtensammeln, wie die Augen der Erzählenden zu leuchten begannen und ihre Geschichten am Tisch lebendig wurden. Durch diese Erzählungen ist ein buntes Universum an Beziehungsgeschichten entstanden: Geschichten über Kämpfe und Krämpfe, über Glücksmomente, über Verzweiflung und Abgründe, über Ohnmacht und Komplizenschaft. Die Geschichten, die ich gehört habe – und die das Magazin ERNST hier auszugsweise präsentiert – berühren mich auch deswegen, weil sie Erinnerungen aus meinem und dem Beziehungsleben anderer zum Klingen bringen. Und weil sie zum Sinnieren anregen. Das Sammeln der Beziehungsgeschichten geht weiter: «paargeschichten.ch» soll fortlaufend aktualisiert werden.

**Matthias Koller Filliger** ist Leiter des Projekts «paargeschichten.ch» und Mitarbeiter der Fachstelle Partnerschaft-Ehe-Familie des Bistums St. Gallen

## «paargeschichten.ch»

Die Seite «paargeschichten.ch» wird von IG PEF-Pastoral Deutschschweiz verantwortet und massgeblich von der Inländischen Mission sowie den röm.-kath. Kantonalkirchen Aargau, Luzern, Deutschfreiburg und Zürich und den Bistümern Sitten (Oberwallis) und St. Gallen finanziert. Das Sammeln der Beziehungsgeschichten geht weiter: «paargeschichten.ch» soll fortlaufend aktualisiert werden. Die Geschichten sind mit den Namen der Schreibenden gekennzeichnet. «Aufgezeichnet von» weist auf eine erzählte Geschichte hin, «Autorin» verweist auf eine von dieser Person verfasste Geschichte.





## ***Licht ins Dunkle***

Wir sitzen abends im Speisesaal unseres Hotels in den Cinque Terre. Die Saison ist vorbei. Wir sind die einzigen Gäste in diesem grossen Saal. Unser Liebesanfang ist kompliziert. Wegen unseres grossen Altersunterschieds habe ich manchmal den Eindruck, ich sei für sie wie ein Vater. Langsam nähern wir uns dem heiklen Thema an. Als ich das Wort «Vater» in den Mund nehme, erlöschen plötzlich alle Lichter im Saal. Es ist stockdunkel. Ein Kellner bringt kurze Zeit später eine schlichte Kerze an unseren Tisch. Und siehe da: Unsere Gesichter erhellen sich wieder. Ich bin froh, es angesprochen zu haben.

Aufgezeichnet von: Matthias Koller Filliger

## ***Auf Stelzen***

Wir schliefen in einem Bett auf Stelzen, einem halben Hochbett, wie auf einer Empore, und ich musste immer Anlauf nehmen, um das Bett zu bespringen, oder musste auf einen Hocker steigen, um hinaufzukommen. Ich genoss das gemeinsame Bett, genoss, dass sich aus der Nähe des Miteinander-Liegens durch die Müdigkeit hindurch das Begehren den Weg bahnte, und rückte an den Rand der Matratze, wenn ich mich dünnhäutig fühlte und mir jede Berührung, die mir sein Begehren mitteilte, zu viel war. Ich stillte, umarmte, tröstete, spielte, kochte, arbeitete, er baute, räumte, träumte, las, genoss, kaufte ein. Ich war immer wieder im Glück mit diesem schönen, sympathischen, ungewöhnlichen, radikalen Mann an meiner Seite, der sein Anderssein kultivierte. Doch über die Jahre konnte ich ihm immer weniger in sein Luftschloss folgen, das er bewohnte. In meiner Wirklichkeit fühlte ich mich zunehmend allein, alles insistieren, konfrontieren, auffordern brachte immer nur mehr desselben, brachte grosse Träume und wenig Wirklichkeit.

Autorin: Maya M.

## ***Das richtige Mass an Fremdheit?***

Mag ich Curry? Mag ich kein Curry? Mag ich die Salatsauce, die Peperoni, den Kaffee, wie du ihn machst, oder nur, wie ich ihn mache? Ich weiss es nicht, ich möchte es nicht wissen, ich möchte, dass es kein Bild von mir gibt mit meinen Vorlieben, mit meinem Immer, Immer-schon und Schon-früher. Ich möchte frei sein, jeden Augenblick.

Du sollst dir kein Bildnis machen! So heisst es. Ich will nicht, dass du dir ein Bild von mir machst und mich darauf festlegst. «L'enfer c'est les autres.» Wir haben Sartre gelesen, Frisch, Camus. Ich wollte keine Stallwärme. Ich sah mich als Homo Faber, als Mann, der, die Hände in den Hosentaschen, am Fenster steht. Ich sah nichts dabei, zum Schulabschluss mit einer Freundin aus der anderen Klasse für drei Wochen nach Griechenland zu reisen. Ihr blondes Haar im Wind, ihre Seekrankheit, ich auf der Ufermauer mit aufgeschlagenem Buch auf den Knien. Wind, das klare Wasser, meine Unsicherheit auf dem Grund.

Und jetzt – wie viele Jahrzehnte später? – muss ich noch einmal und wieder einmal die Salatsaucenfrage klären: Ich will nur Olivenöl, Balsamico-Essig, Salz. Fertig, basta. Ich habe meine Gewohnheiten, meine Rituale, sie stimmen für mich, fertig, basta, auch ohne Curry.

Ich habe Angst, fremdbestimmt zu sein. Ich habe Angst davor, geliebt und damit bestimmt, gesehen, auf ein Bild gebracht zu werden, aus dem man wieder und wieder fliehen muss. Das Du, Du, Du, die Ansprüche, die Empfindlichkeiten, die mich umgeben: Sie treiben mich in die Flucht. Ansprüche, Gefühle: Ich habe dagegen rebellierte, als wir uns kennenlernten. Ich habe damals gegen meine Familie, gegen meine Herkunft, gegen meinen Vater rebellierte. Nur nicht werden wie er! Es war immer gut, wenn wir auf der gleichen Seite der Rebellion standen. Es war immer schwierig, wenn wir in uns, im Gegenüber, den Widerstand sahen, den es zu überwinden galt, das Du. Das Du, Du, Du, das im Weg steht, am Leben hindert, das Leben zu einem Kleinkrieg macht, zu einem Minenfeld der Empfindlichkeit, zu einem Schlachtplatz der Lebensniederlage.

Du, Du, Du: Die Existenzialisten, die wir damals lasen, sehen im Du einen Skandal. An Ansprüchen, Widerständen, die der andere setzt, werden wir klein. Das Du macht uns klein: Es nimmt uns die Freiheit der Wahl, es macht die Wahl unmöglich. Du lasest Sartre, die Mauer, glaube ich: Die Geschichte von der Frau, die im Wahn des Mannes untergeht. Wir sprachen über den Text, wir lasen Khalil Gibran: Bäume brauchen Platz.

Wir nahmen nicht das Lehrbuch der romantischen Liebe als Ausgangspunkt für unser gemeinsames Leben. Wir wollten ein Paar sein und frei.

Aber war da nicht die Angst, dass du etwas machen könntest, was den Raum meiner Liebe überschreiten könnte?

Mit den Jahren trat die Gegenfrage in den Raum: Könnte ich es verantworten, wenn der Mensch, den ich liebe, etwas in ihm Schlummerndes nicht entfalten könnte, weil es meine Grenzen sprengt? Darf ich dir Grenzen setzen? Und dies wieder führte zur Frage: Kann ich im leeren Haus sein? Kann ich im leeren Haus sein, wenn das Leben anderswo stattfindet für den Menschen, dem ich mich verbunden habe? Ringen also.

Es gibt keine Kompromisse, man muss es aushalten. Man muss das Anderssein des Anderen aushalten. Man muss sich lösen, man muss sich selbst Freiheit eingestehen. Aber die Kraft! Wie lange reicht die Kraft, um die Ungewissheit und das Schwankende zu überstehen? Und manchmal muss einer das Feuer holen, draussen, wenn der Herd verglimmt ist.

Du, du, du: Wie lange soll denn das Ringen gehen? «Ich weiche nicht, denn du gibst mir deinen Segen.» Liebeskampf mit der Partnerin. Liebe mich! Gib mir das Brot deiner Liebe, sonst sterbe ich.

Keine Ahnung, wer das alles so kompliziert eingerichtet hat. Soll denn mein Stolz gebrochen werden, wenn ich schon wieder keine Lösung finde für den Widerspruch zwischen dem Drang nach Freiheit und dem Bedürfnis nach Sicherheit? Wenn ich ein Ja suche, das mich befreit?

Du, du, du. Der Skandal des Anderen.

Max Frisch findet Beziehung unaushaltbar. Es sei denn: Da ist eine Liebe, die mit offenem Auge sieht. Ist es zu viel gesagt, wenn ich vermute, dass wir in allem Ringen und noch in der grössten Fremdheit einen liebenden Blick bewahrt haben? Oder wenn ich jetzt zu vermuten beginne, dass du mich tiefer erkannt hast, als es mir bewusst war?

Vielleicht geht es mit den Peperoni, wenn sie geschält sind? Oder ich sollte das Curry wieder einmal wagen?

Autor: Ivo Knill



## Meine Momo

Wenn Momo zuhörte, blühte die Fantasie der Erzählenden auf wie eine Frühlingswiese. «Die Gedanken, die bis dahin zu Fuss gegangen waren, bekamen plötzlich Flügel», habe ich mal irgendwo gehört. Bei mir ist das so. Ich habe das Privileg, Momo bei mir zu Hause zu haben: Sie schlummert zwischen zwei Buchdeckeln, bis ich sie zum Leben erwecke; oder sitzt mir am Küchentisch gegenüber. Meine Momo ist meine Frau. Wenn ich ihr eine vage Idee erzähle, entwickelt sich diese wie von selbst weiter, allein durch ihre Art des Zuhörens. Sie ergänzt einen Gedanken, trifft mit einer Frage ins Schwarze oder hört einfach zu, mit den Augen.

Autor: Mark Riklin



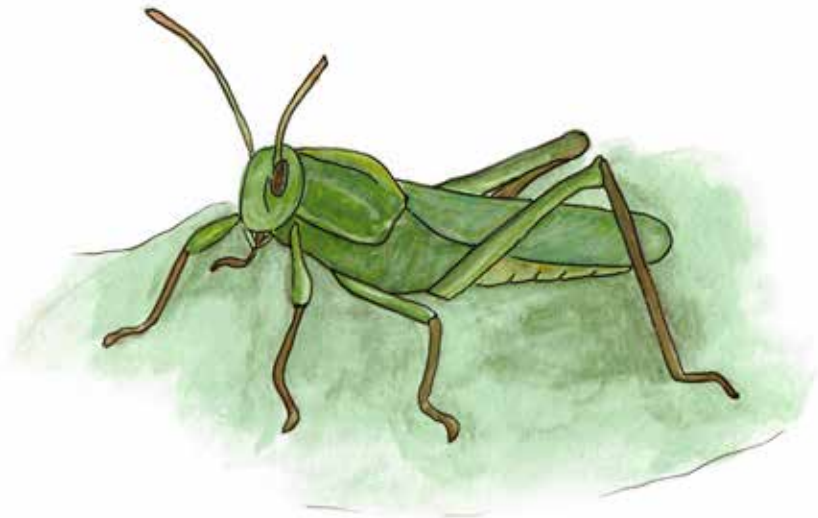
## So oder so

Siena. Wärmende Herbstsonne. Ein gutes Glas Wein. Intime Gespräche. Sie fühlt sich so verbunden mit ihrem Mann, wie schon lange nicht mehr. Und sie kann nach vielen Jahren des Schmerzes, kein Kind zu bekommen, zum ersten Mal ein überzeugtes und tiefes Ja sagen zum Weg als kinderloses Ehepaar. Dieses Leben ist nicht zweite Wahl. Es ist sehr gut so, es ist ein Geschenk, mit ihrem Mann das Leben zu zweit genießen und gestalten zu können.

Ein Jahr später – es passierte wohl in Florenz – wird sie schwanger. Da ist keine Freude, sondern Faszinoslosigkeit. Die Lebensform, die sie nach langem Ringen bejahren kann, wird auf den Kopf gestellt, durchkreuzt. Tränen, Ängste, Fragen. Nicht zuletzt an Gott, von dem sie sich hintergangen fühlt.

Doch heute ist das Kind ihr Glück und die Beziehung zu ihrem Mann hat eine neue Qualität erhalten: Zur Freude aneinander ist die Freude an der gemeinsamen Aufgabe gekommen. Sie freut sich auf weitere Italienreisen, zuerst noch zu dritt – oder auch wieder einmal nur mit ihrem Mann. So oder so: Sie ist dankbar für das, was ist.

Aufgezeichnet von Martin Blatter



## Junge Hüpfher

«Junge Hüpfher» hat die Nachbarin uns heute genannt, als wir uns kreuzten. Wir kämen ihr so vor wie junge Hüpfher. Innerhalb von sechs Wochen sind unsere drei erwachsenen Kinder ausgezogen, teilweise nur auf Zeit, aber doch: Meine Frau und ich sind – und das zum ersten Mal seit 23 Jahren – alleine im Haus. Wie damals. Wie in jungen Jahren. Und ja, ich muss es zugeben, ich genieße es, ich genieße, dass alle Kinder aus dem Haus sind, an Orten, die sie selber gewählt haben. Ich weiss, dass es ihnen gut geht. Und uns geht es auch gut. Der Zeitpunkt naht, an dem alle unsere Kinder ausziehen, für immer. Für sechs Monate können meine Frau und ich schon mal üben. Es fühlt sich gut an, auch als Paar. Dass wir das Interesse aneinander – über all die Jahre intensiver Familienzeit – nicht verloren haben, lässt mich manchmal selber staunen. Wir jungen Hüpfher.

Autor: Matthias Koller Filliger

## **Leidenschaft statt Partnerschaft**

Geniesse ich Spargeln, tunke ich das Köpfchen in die Sauce, sauge es aus – den Rest werfe ich weg. Es könnte bitter sein, holzig oder schlecht geschält. Und genauso halte ich es mit der Partnerschaft: Endlos spiele ich den Akt des Sich-Verliebens, endlos beschäftige ich mich mit Overtüren, mit dem ersten Blick, der ersten Berührung, dem ersten Kuss, der ersten Vereinigung. Wird es aber ernst und kommen Partnerschafts-Gefühle auf, habe ich Angst, es könnte, wie die Spargeln, bitter werden, holzig. Und ich breche ab. Auf der einen Seite, ja, sehne ich mich so sehr nach Zweisamkeit, auf der anderen Seite gerate ich dermassen in Panik, sie in einer Partnerschaft zu fixieren – zu monogamisieren, alles auf eine Karte zu setzen. Wieso kapituliere ich vor der Partnerschaft, wo ich doch den Grossteil meines Lebens in genau dieser Form von Beziehung gelebt habe? Oder ist es umgekehrt? Habe ich für mich gemerkt, dass die Partnerschaft selber die Kapitulation ist? Die Kapitulation vor der Leidenschaft, vor dem ewig Neuen?

Autor: Martin Schoch

## **Wie alt muss ich werden, um schrullig sein zu dürfen?**

Aufhören nett zu sein, aufhören zu lächeln, nicht hinzugehen, wenn ich keine Lust habe: Geht so was? Werde ich eine schrullige alte Dame? Werde ich für immer alleine bleiben? Oder werde ich einen genauso schrulligen alten Kerl finden? Mit ihm Tango tanzen? Mit ihm im VW-Bus durch Europa tingeln? Ich will jetzt gelassen sein, das ist klar, ich will jetzt alles sein lassen, was mich nicht glücklich macht. Ich will jetzt die Leute lassen, wie sie sind, sie auch zurücklassen und weiterziehen, wenn es dazu Zeit ist. Ich will jetzt Zeit haben, unendlich viel Zeit, nie mehr hetzen, den Dingen ihren Lauf lassen.

Ich will nicht mehr kämpfen.  
Ich will nicht mehr fliehen.

Autorin: Anna O.

## **Ich bin nicht immer einfach**

Ich habe gerne recht. Und das ist manchmal lästig für mein Umfeld, vor allem für ihn, meinen Partner. Es tut mir gut, wenn er sich in diesen Momenten nicht von mir abwendet, meine rechthaberische Seite mit Humor nimmt. Es tut mir gut, wenn er mir in ebendiesen Momenten sagt: «Ich liebe dich.»

Aufgezeichnet von Matthias Koller Filliger

## **Von der Seite**

Ich geniesse es, meiner Frau am Frühstückstisch bei einem befreundeten Paar zuzuhören, wenn sie aus unserem Leben erzählt. Und das obwohl ich die meisten Geschichten kenne. Ich betrachte sie dann von der Seite, gewinne Distanz, ich sehe sie neu. Und ich freue mich immer wieder von neuem, dass wir zusammengehören.

Autor: Mark Riklin



## Die lange Liste

Geht die Geschichte? Kann ich sie schreiben? Matthias hat zielstrebig auf diesen Zettel gezeigt: «Alle Affären offengelegt». Ja, es war ein Moment des Aufatmens, aber kann ich darüber schreiben? Die Geschichte liegt weit zurück, ich war dreissig, ein anderer Mensch also, es war in der Vergangenheit und es gab ein Aufatmen: Die Frau, der ich meine lange Liste von Affären offenbarte, meine Partnerin, nahm es gelassen.

Affären: Unterwegs zu einer anderen Frau. Aufgeregt im Zug sitzen. Fremdgehen. Es ist Betrug auf alle Seiten: Betrug an der Frau, der man verbunden ist und die Treue geschworen hat. Betrug auch an der Frau, zu der man geht und die nie mehr als eine Affäre sein wird. Betrug an der Liebe für diese Frau, die echt ist und doch nicht sein kann. Oder es ist eine Verschwörung, ein Spiel gegen die gesellschaftliche Konvention, die man aushebelt, in dieser Nacht, die geheim bleibt, die sich hinter dem Vorhang des Geheimnisses und der Verschwörung abspielt.

Oder. Es ist eine Gleichung, die nicht aufgeht, 1 und 1 und 1, das gibt immer die falsche Zahl, man könnte ja zwei und zwei sagen, dann wäre es gerade, aber es bleibt dabei, zumindest in den Augen «der Gesellschaft», dass es etwas Unrechtes ist, ein Verstoss gegen Vertrauen und Ehrlichkeit.

Und jetzt also sitzen wir draussen auf der Steinmauer im Veltlin, wo wir Freunde besuchen, es sind unmögliche Ferien, unsere Gastgeber trinken unglaublich viel, es ist eine Sauferei, völlig sinnlos, und dann muss man, weil so viel Aktivismus da ist, gleich los, am Morgen, verkatert irgendwo am Meer sein. Ich bin müde, habe Kopfschmerzen, und vielleicht geht auch sonst gerade nichts mehr oder mein Gewissen ist zu schwer, es ist warm an der Sonne, wir haben einen Moment für uns, meine Frau und ich, und jetzt gestehe ich alles, die ganze Liste von Affären, die hinter mir liegen und mich plagen, weil ich es stets heimlich tat.

Die und die und die und die.

Die Frau, der ich meine Liste beichte, meine Frau, gerät nicht so ausser Fassung, wie ich fürchtete. Vielleicht war es auch weniger geheim, als ich es mir einbildete? Warme Sonne, warmes Mauerwerk aus Bruchstein und Mörtel, die Kinder sind am Spielen mit den Kindern des befreundeten Paares und mir wird leichter. Dieses Geheimhalten, Verstecken hat ein Ende. Und mir ist klar: Mit Affären ist jetzt Schluss. (Ich will nicht vorgreifen, aber ich denke, dass ich mich auf die moralisch richtige Seite stellte, war nicht nur gut. Ich begann meiner Frau zu verbieten, was ich mir selbst verboten hatte, und missgönnte ihr ihre Freiheit. Als Sünder war ich toleranter – und irgendwie auch sympathischer.)

Die und die und die, das heisst auch: Ich und ich und ich. Ichs, die im Ehepaar keinen Platz fanden. Die kreativen Ichs, das andere Ich, das schwermütige Ich, das sexuelle Ich, das Abenteuer-Ich. Und zwischen Erfüllungen, Momenten der Flucht, Momenten der Ekstase, der Verliebtheit: Unglück und Traurigkeit.

Ich und ich und ich. Heute kann ich sagen: Wir kamen so früh zusammen, meine Frau und ich, dass wir noch gar nicht fertig waren für ein Leben als ausschliessliches Paar. Wir mussten Erfahrungen machen. Wir mussten damit leben, dass wir als Paar unentschieden waren, oder offen: Bindung und Ausschliesslichkeit waren nicht denkbar für uns. Wir waren als Suchende zusammengelassen. Die Bindung als Eltern schafften wir. Wir hatten ein starkes verbindendes Bild – vielleicht tauchte es damals im Veltlin auf, als wir auf der Mauer sass: dass da, vielleicht verschüttet, ein Band war, das durch alles ging, eine Liebe, die den Konventionen trotzte, denn waren wir nicht beide Rebellen gegen die starren Vorstellungen der Gesellschaft? Hatte nicht ihr Ex-Partner sie als Hexe bezeichnet, weil sie so unbändig war, hatte nicht ich ihr gesagt: «Dann lass uns den Besen fliegen»? Wir waren nicht angetreten, es richtig zu machen.

Vielleicht war es das katastrophale Paar-Leben der Freunde gewesen, das mich zur Offenlegung meiner Affären gebracht hatte: Sie hatten für den Anfang der Beziehung ein Datum, sie hatten für alles ein erstes Mal, ein Damals, eine Festlegung, einen Punkt, so sehr, dass sie darin erstarrten. – Wir hatten nur unseren Mut, gemeinsam ins Leben zu gehen, und ein Misstrauen gegenüber allen Formen.

Wir sind Mitte dreissig, als wir auf dem Mäuerchen sitzen. Wir haben zwei Kinder, wir haben unsere Ausbildungen zu Ende gebracht, wir leben in einem Haus, das uns zu fertig ist. Wir haben keine Lösung für das Dilemma, in dem wir stecken: dass wir Freiheit wollen, füreinander, für uns, aber dass wir nicht wissen, wie wir mit den Schmerzen umgehen, die diese Freiheit bedeutet, wenn man sie in Anspruch nimmt. Wir sind verheiratet und damit in einer Form gebunden, die bedeutet, dass ich von anderen Frauen, die ich liebe, nicht sprechen kann, ohne dass ich mich zum Betrüger mache. Nur wenige wissen davon, ich verberge dieses Leben. Ich bin auch geborgen in den Momenten, die geheim bleiben müssen.

Aber wie geht es zusammen, dieses Kaleidoskop von Bildern, die sich überlagern, diese Spiegelung von Innen und Aussen, von Lust und Schuld, Geheimnis und Betrug?

Ich habe meine Partnerin nie nach ihrer Liste gefragt. Vielleicht hat sie auch eine? Ich weiss einiges, habe Vermu-



tungen und schmerzhaft Erfahrungen in der Rolle des Dritten. Aber ich will es nicht wissen. Wir sind älter geworden. Unser Bund als Eltern hat gehalten und als Partner sind wir gewachsen. Wir haben unsere Welten als Paar und unsere Welten ausserhalb des Paares. Wir haben nicht so viele Begriffe, aber vielleicht ein so starkes «Innen» als Paar, dass vieles im «Aussen» Platz hat. Vielleicht leben wir, was wir uns mit zwanzig Jahren vorgenommen haben: das Leben als grosses Paar.

Ich beginne zu glauben, dass ich gar nicht so sehr der betrügerische Partner bin, der ich zu sein glaubte. Vielleicht bin ich einfach ein Mensch, der sich vielfach befreunden kann und das Glück hat, in einer Lebensbeziehung zu leben, die dafür Raum bietet?

Auf einen der Zettel habe ich beim Ideensammeln geschrieben: Wir sind dabei, eine sehr lange, sehr grosse Kurve zu meistern. Ich meine damit, dass ich glücklich bin.

Auf dem ersten Zettel stand die Adresse meiner Kindheit. Hier erlebte ich die Paargeschichte meiner Eltern. Meine Mutter war immer unzufrieden mit meinem Vater. Ob sie

recht hatte? Ich weiss es nicht. Ihr Blick auf meinen Vater gab mir lange den Blick auf mich als Mann vor. Viele Erwartungen und unzählige Enttäuschungen. Als Kind überlegte ich, knobelte ich, wie sich die Beziehung meiner Eltern ins Gute wenden liesse. Ich hoffte darauf, ich wünschte mir, sie würden sich verstehen, ich wünschte, es wäre weniger Kränkung und mehr Liebe. In mir waren der Wunsch und die Hoffnung gross, Liebe könnte gut herauskommen. Heute habe ich manchmal das Gefühl, meine Mutter könnte in meinem Haus leben und glücklich sein. Ich habe das Bild, dass Beziehung ein grosser Raum ist, in dem ich sein kann, Boden, auf dem ich gehe.

Das Leben ist eine Landschaft, in der wir ein grosses gemeinsames Gut haben.

Autor: Jürg Schmid

## **Meine Tochter**

Sie ist einfach nicht da, ihr Bett ist leer, die Wohnung still. Jedes zweite Wochenende packt meine Tochter ihre Taschen und geht. Sie geht zu jenem Mann, der mir so sehr zuwider ist. Nur schon das Wort «Mann» passt mir nicht. Nein, ich bin jetzt mal nicht vernünftig. Ich versuche mich nicht zu beruhigen, ich will mir nicht gut zureden. Ich will mich nicht mit den Worten beruhigen, dass meine Tochter mich ja gern hat, und ich sie auch. Ich will einfach nicht, dass der neue Mann meiner Ex seinen schnodderigen Einfluss auf meine Tochter hat. Mir wird übel, wenn ich an ihr eine seiner Gewohnheiten entdecke. Ich will das nicht. Eigentlich weiss ich es, dass ich Leandra nicht meine Tochter nennen sollte, eigentlich weiss ich es, dass sie nur sich selber gehört. Doch ich will jetzt mal nicht vernünftig sein.

Autorin: Karin T.

## **«Eigentlich wollte ich ihn nur fürs Bett»**

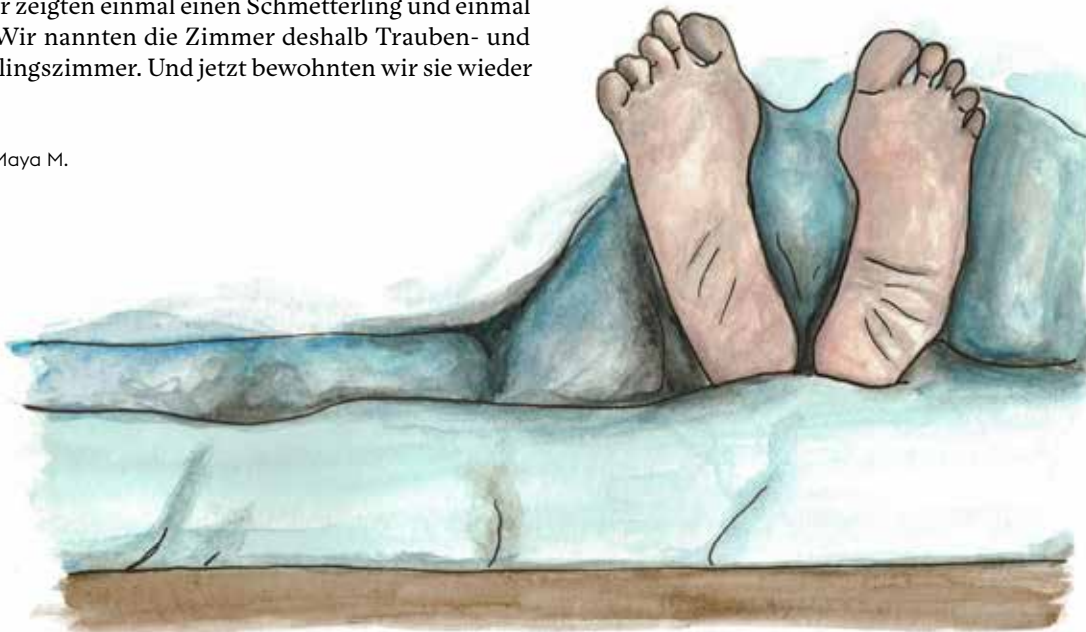
Selma konnte sich nicht erinnern, Sex je so genossen zu haben. Ja, im Bett mit ihm war es schön. Er wollte Selma jeden Tag treffen, mindestens zum Apéro. Sie wollte nicht, schaffte es aber auch nicht, ihn abzuwimmeln. Auch waren Nachtessen mit allen vier Kindern gut und lustig. Die Kinder verstanden sich blendend, amüsierten sich und fühlten sich offensichtlich wohl. Vielleicht brachte sie es deshalb nicht fertig, ehrlich zu sein, ihm zu sagen: «Willy, ich brauche dich eigentlich nur fürs Bett!»

Autorin: Anna O.

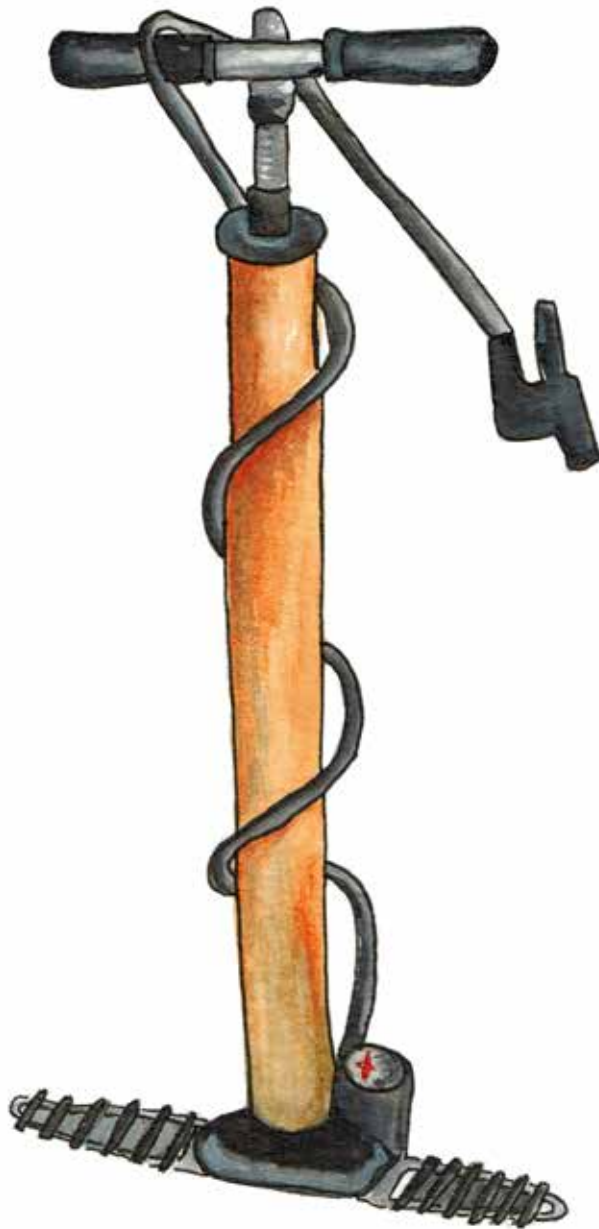
## **Das Schmetterlingszimmer**

Wenn ich das Bett weit genug an die Wand rückte, passte mein Schreibtisch neben das Bett. Der grosse von Jan eingebaute Einbauschränk barg nun wieder meine Ordner, meinen Drucker, Bücher, Sammlungen von Unterlagen und Zettel, die darauf warteten, sortiert zu werden. Jetzt war wieder alles neben meinem Bett, jetzt war unser Bett in meinem Zimmer, in dem Zimmer, in dem ich die Tür hinter mir schliessen konnte. Ich hörte Jan nebenan, im Schmetterlingszimmer, das von ihm gebaute Schlafsofa hin und her rücken. In unserer gemeinsamen Altbauwohnung hatten die Zimmertüren noch Fensterglas-Mosaik im oberen Drittel der Türe. Die Mosaik-Muster zweier Zimmertüren im langen Flur zeigten einmal einen Schmetterling und einmal Trauben. Wir nannten die Zimmer deshalb Trauben- und Schmetterlingszimmer. Und jetzt bewohnten wir sie wieder separat.

Autorin: Maya M.







### ***Vor dem Velokurierladen***

Ein paar Tage nachdem ich von einer langen Pilgerreise nach Santiago zurückkam, stand ich wieder in meinem Velokuriergeschäft, als schliesslich zwei Frauen hereinkamen. Sie fragten mich, ob sie ihr Velo aufpumpen könnten. Und so kamen sie ins Gespräch mit mir und den anderen Velokurierinnen und Velokurieren, die noch im Laden herumstanden, gerade Pause hatten oder am Ende ihrer Schicht etwas zusammen trinken wollten.

Wir hatten eine gute Zeit, und als sich die muntere Gesellschaft aufzulösen begann, war es Abend geworden. Mein Geschäftspartner, die eine Frau und ich blieben etwas länger. Als wir die Tür abschlossen, kam er, dieser eine Moment, der mein Leben verändern sollte: Mein Heimweg führte mich in dieselbe Richtung, die auch mein Geschäftspartner einschlug. Doch der Weg der Frau ging in die entgegengesetzte Richtung. Ich musste mich entscheiden. In wenigen Sekunden. Ich stand unentschlossen da. Die Frau auch. Mein Geschäftspartner rief: «Kommst du ...?» Ich aber bewegte mich nicht. Bis sie schliesslich zu mir sagte: «Küss mich, aber richtig!» Und so habe ich sie geküsst, an jenem Abend vor 22 Jahren. Heute sind wir Eltern von drei Kindern.

Aufgezeichnet: Matthias Koller Filliger

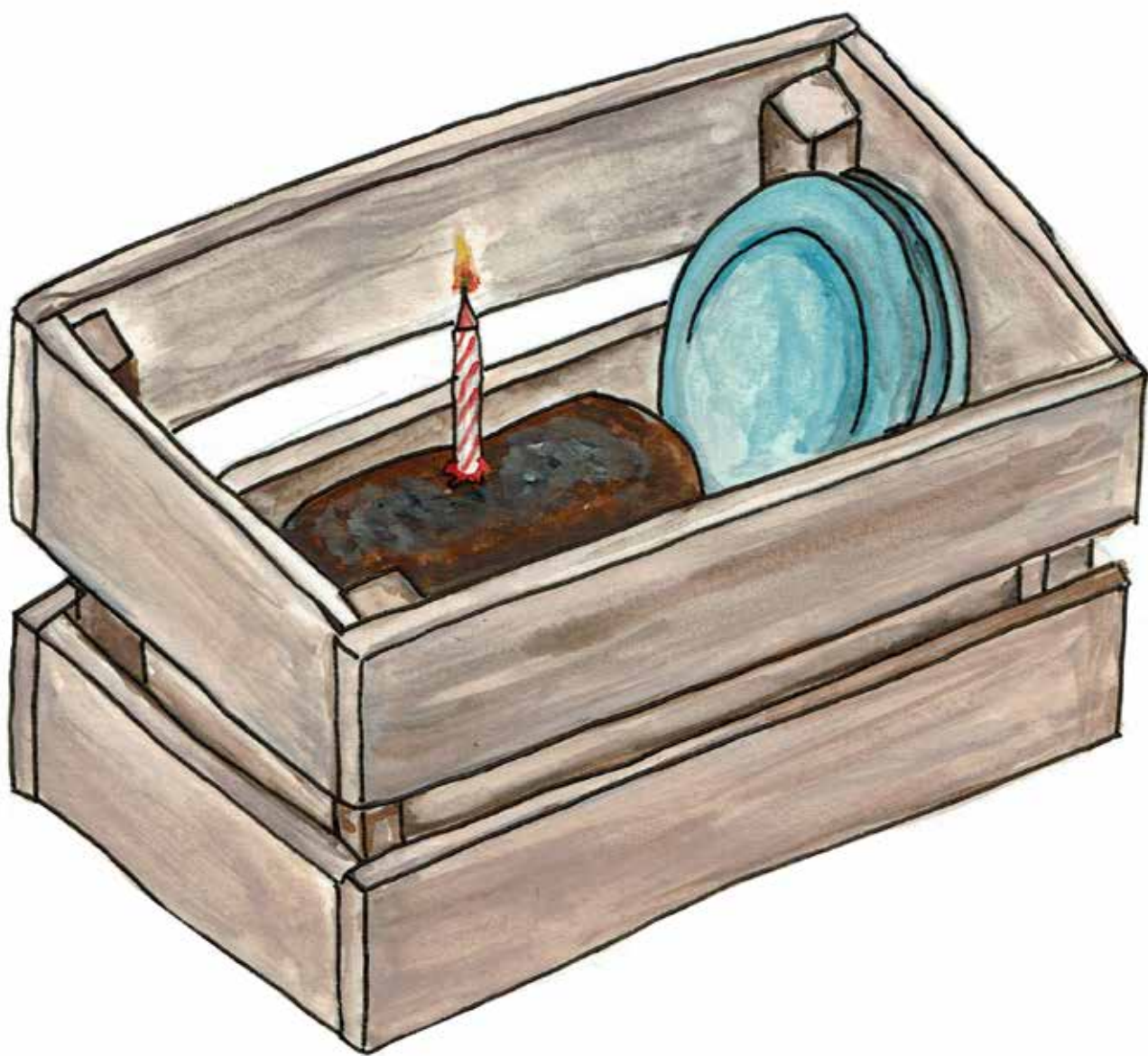
### ***Der Schrotthändler***

Tonnenweise Schrott, überall, im Keller, im Garten, entlang der Hausmauern, teilweise zugewachsen durch Efeuranken, nicht mehr zu sehen und trotzdem da. Rostige Eisenketten, zu Haufen aufgetürmt, Gartengeräte, Mähbalken, Hufeisen, Rohre, Teile von Gartenzäunen und Balkongeländern, Gusseisentöpfe, Bremscheiben von Autos, Armierungseisen, Schachteln voller Nägel. Dreckig, die Hände und Kleider voller Rost oder gar Maschinenöl, wenn man das Zeug herumträgt. Kartons brechen durch, wenn man sie aufhebt, weil der Schrott viel zu schwer ist.

Er ist gegangen, ausgezogen von einem Tag auf den andern, und hat einen grossen Haufen Schrott hinterlassen. Ich liess es zu, liess den Schrott liegen, im Haus und ums Haus herum, brauchte Jahre, um endlich hinzustehen und zu verlangen, dass er das alles wegräumt. Wieso konnte ich nicht früher hinstehen? Ich werde ihn bitten, die Sachen bei mir abzuholen.

Wenn er nicht kommt, biete ich das Zeug einem Schrotthändler an.

Autorin: Anna O.



## **Passenger**

Der blaue VW-Bus hat an der Kofferraumklappe dicke Rostflecken bekommen. Ich bemerke es beim Öffnen der Klappe. Im Kofferraum sammelt sich ein kreatives Chaos: eine Decke, Seile, Tücher, Werkzeug, Klappstühle, mittendrin eine Kiste mit Geschirr und einem Kuchen.

«Der war noch zu warm, deshalb mussten wir ihn mitbringen», sagt Jan entschuldigend.

Mein Ex-Mann und unsere Tochter, die heute Geburtstag hat, sammeln mich am Bahnhof in Radolfzell ein. Es ist der 1. Mai. Sie hatte sich eine Wanderung gewünscht.

«Rot oder blau?», hatte Jan mich damals gefragt, ich erinnere mich genau. «Sag einfach rot oder blau», und bevor ich etwas sagen konnte, fuhr er fort: «Ich will einen VW-Bus für uns kaufen. Für viele Kinder, meine zwei, unseres und alle, die wir noch bekommen. Da ist so ein Transporter genau das Richtige.» Er strahlte. Meine Antwort liess auf sich warten. Rot oder Blau? Entweder, oder? Ja oder Nein? Was war mit dem Druck auf meiner Brust, ich stotterte, ich als Langsam-Entscheiderin, die in alle Veränderungen hineinwachsen muss, geriet in Stress. «Was hast du vor? Ist das ein ausgebauter Bus, in dem wir auch schlafen können?» «Es gibt eine Sonderaktion, VW Transporter T6 Diesel, ohne jeden Schnickschnack, ein Neunsitzer mit rausnehmbaren Sitzen.» «Also blau. Dann blau.» Wahrscheinlich kam meine Antwort Tage später.

Ich schliesse die Kofferraumklappe. Es ist das erste Mal nach siebeneinhalb Jahren, in denen wir getrennt gemeinsam Eltern waren, dass ich wieder mit dem Innenleben des VW-Busses in Kontakt komme. Siebeneinhalb Jahre, in denen Jan geheiratet und seine Frau verloren hatte, in denen seine grossen Töchter ihren Vater mieden, weil es zu sehr wehtat, in denen wir zwei Mütter mit den vier Kindern Patchworkfamilie lebten, gemeinsam feierten, was es alles zu feiern gab, und Urlaub mit allen vier Kindern machten, siebeneinhalb Jahre, in denen ich zeitweise unsichtbare Männer an meiner Seite hatte, Liebesgeschichten, die sich nicht mit meinem Leben verbanden, siebeneinhalb Jahre, in denen unsere Kin-

der heranwachsen, ich darum rang, das, was wehtat und sich in eine unbändige Wut gewandelt hatte, unentwegt zu zähmen, mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. Das, was sich für uns als unser Bestes anfühlte, blieb grundverschieden. Jan hatte seinen Lieblingswanderparkplatz auf einer Höhe mit Blick auf den See zielsicher angesteuert. «Dann lass uns erst mal Kuchen essen.»

Wir zogen damals, als Jan den VW-Bus kaufte, aus einem Dorf in der Nähe von Konstanz in die Stadt, und ich verkaufte mein erstes und einziges Auto, einen weissen Suzuki Swift. Ich als Autobesitzerin, eine einzige innige Beziehungsgeschichte ging zu Ende. Wir richteten uns im VW-Bus ein. Jan baute eine mobile Küche, in der der Petroleumkocher Platz fand, ich kaufte campingtaugliches Geschirr und Gewürze, wir kauften eine aufrollbare Matratze bei Ikea. Jan baute eine Konstruktion, mit der wir abends Bretter über unser Gepäck schieben und die Matratze ausrollen konnten. Egal ob Verona, das Donautal oder der französische Jura, egal ob mit oder ohne den Anhänger, in dem sechs Fahrräder Platz fanden, wir waren mit dem Bus unterwegs. Der Bus ist älter als unsere Tochter, und als wir mit allen vier Kindern unterwegs waren, schliefen wir in dem grossen Familienzelt aus dem Baumarkt. Ich erinnere mich an Nächte im Zelt, in denen der Donner dem Blitz hinterhereilte und der Platzregen die Zeltplanen nach unten drückte. Unter dieser Kuppel geborgen, mitten im stärksten Gewitter, wir mit den vier Kindern. Wir blieben trocken. Als die Kinder grösser wurden, schliefen wir manchmal im Bus.

Jan stellt Klappstühle auf, einen Zweierklappstuhl und ein weiteres Unikat, das zu ihm passt. Er verwandelt die Holzkiste in einen Tisch, streut Puderzucker auf den Kuchen, er schenkt mitgebrachten Kaffee aus, ich habe eine Thermoskanne mit Tee dabei. Unsere anschliessende Wanderung führt uns auf kleine Pfade, die im Nirgendwo enden, wir rutschen steile Hänge durch den Wald hinab und geniessen malerische Ausblicke auf Apfelblüten und den Überlinger See. Wieder am Auto nach dreistündiger Wanderung, entscheiden wir, die Decke am höchsten Punkt der Kuppe auszubreiten und nochmal Kuchen zu essen. Satt und zufrieden rolle ich mich wie unser Kater zur Seite und schlafe ein. Ich staune, wie entspannt alles ist, ich lasse die Türen mit den schmerzhaften Erinnerungen zu, jetzt, wo der Kofferraum des Busses Rost angesetzt hat.

Autorin: Maya M.



### **«Ich war auf dem Holzweg»**

Immer stehen sie im Eingangsbereich bereit, unsere Trekking-schuhe, sogar mehr als ein Paar. Wir machen uns gerne zusammen auf den Weg, sei es auf einen sonntäglichen Spaziergang oder auch mal auf eine längere Fernwanderung. Das gemeinsame Wandern begleitet uns durch unsere Beziehung, schon über drei Jahrzehnte. Manchmal hatten wir Meinungsverschiedenheiten, waren uns uneinig, wo es weitergehen sollte. Am stärksten bleibt mir dabei eine Szene aus unserer mehrtägigen Wanderung nach der Hochzeit in Erinnerung: Wir stritten uns über den richtigen Weg, konnten uns nicht einigen – und gingen getrennt weiter. Beschämt musste ich mir nach einiger Zeit eingestehen, dass ich auf dem Holzweg war. Ich ging zurück. Und wir fanden uns zum Glück wieder.

Autor: Matthias Koller Filliger

### **Die Stille nach dem Streit**

Diese Stille nach einem Streit ist wie schwarz verklebte Luft. Ich kann ihr nicht entkommen. Die Erlösung scheint fern, fast unerreichbar fern. Nähe ist undenkbar geworden. Wir würden nie mehr zueinander finden, denke ich dann, ich denke wirklich: «Nie mehr.» Doch dann ...

Mal ist es ein kurzes SMS, eine Berührung, mal ist es eine Geste, eine Entschuldigung, ein Satz von dir. Du gibst ein Zeichen, lässt wieder Nähe zu, langsam erst nur, doch allmählich entspannt es sich, Normalität und Alltag stellen sich ein, nicht sofort, aber Stück für Stück. Und auf einmal ist es so, als hätte es diese körperlose Stille nie gegeben. Sie ist einfach weg. Nicht einmal in meiner Vorstellung bleibt etwas von ihr übrig. Dabei bin ich, als sie da war, vom Schlimmsten ausgegangen. Ich habe mein Budget für den Auszug im Kopf schon kurz durchgerechnet. Ich dachte wirklich: «Nie mehr.»

Autorin: Brigitte Eigenmann

### **Dort, in Rapperswil**

Zwanzig Jahre, nachdem er sich von mir getrennt hat, ruft er an – nach zwanzig Jahren totaler Funkstille ruft er einfach an. Ich falle, wie man sagt, aus allen Wolken, freue mich sehr. Und wir machen ein Treffen ab. In Rapperswil. Dort gehen wir dann zusammen über den Seesteg. Er erzählt mir, dass er einen Herzinfarkt hatte. Und dass dieser ihn gelehrt habe, mehr auf sein Herz zu hören. Er sagte Dinge wie: Er wolle lernen zu lieben. Nach zweihundert Metern auf dem Seesteg sind wir wieder total verliebt.

Aufgezeichnet von: Matthias Koller Filliger

### **«Wenn ich nicht will, will ich nicht»**

Ich mag nicht reden. Keine Lust. Alles gesagt. Wenn ich nicht reden will, will ich nicht reden. Ich entscheide, wann ich rede – nein – jetzt hör auf – nein, nein – ich will nicht – ich darf doch selber ... Ich darf doch selber entscheiden, wann ich reden will. Schliesslich muss ich mir nicht vorschreiben lassen, wann ich reden soll.

Also, wir schweigen.

Ja, schweigst du halt auch.

Dann sind wir halt still.

Was solls, man muss ja nicht immer reden.

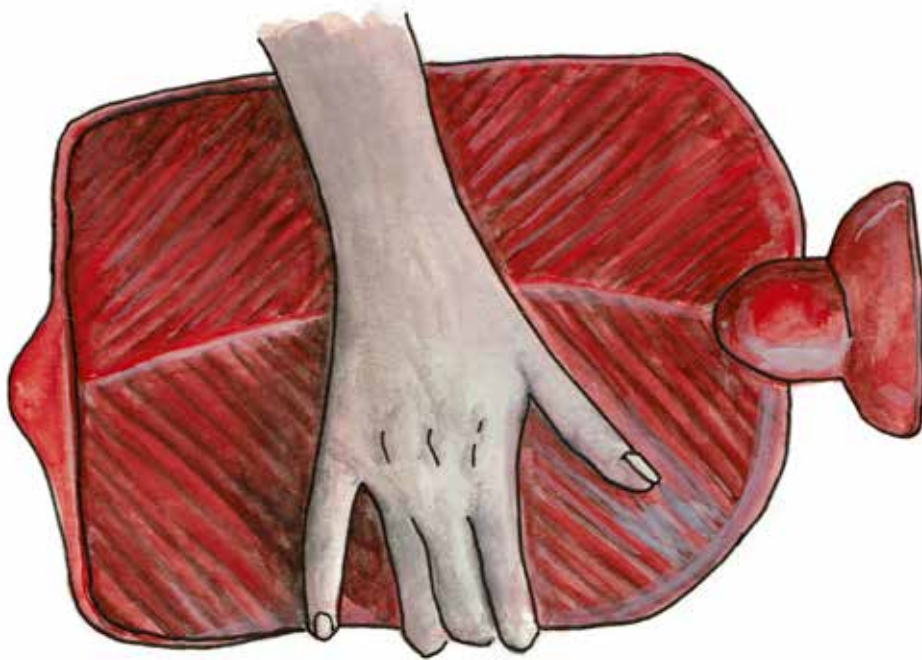
Tut auch mal gut zu schweigen.

Richtig erholsam, dieses Schweigen.

Du?

Magst du ... Magst du doch reden?

Autor: Cornel Rimle



## **Die Bettflasche**

In den dreizehn Jahren, in denen ich Flora kenne, gab es vielleicht fünf Abende, an denen ich vor ihr ins Bett gegangen bin. Sie geht früh ins Bett, manchmal schon vor 21 Uhr. Sie liebt ihr Bett. Und wenn sie einmal drin ist, ist sie die Königin. Doch wenn ich spät von der Arbeit komme, Zeit mit ihr verbringen will, ist Flora schon auf dem Rückzug.

Dieser allabendliche Moment der Trennung fühlte sich für mich viele Jahre lang wie eine Niederlage an. Auch Flora litt unter meiner Enttäuschung. Bis zu dem Tag, vielleicht vor fünf Jahren, als Flora mich bat, ihr eine Bettflasche zu machen.

Ich erhitzte sie – und brachte sie ihr ins Zimmer. Anfangs mochte ich das nicht unbedingt. Doch indem sie mich fragt, ob ich ihr die Bettflasche mache, teilt sie mir mit, habe ich mit der Zeit verstanden, dass sie ins Bett geht. Und seit ich das verstanden habe, tue ich das fast jeden Abend für sie. Es ist zu unserem gemeinsamen Ritual des Zubettgehens geworden. Ich bringe die Wärmeflasche herein und lege mich zu Flora, plaudere mit ihr und lasse den Tag gemeinsam mit ihr ausklingen.

In manchen Nächten muss ich ihr manchmal, wenn ich mit der Bettflasche ins Schlafzimmer komme, ihren Kopf freilegen, um sie küssen zu können, so fest ist sie in ihre Decke eingewickelt. In diesen Nächten grummelt sie nur; keine gute Nacht, kein Kuss, keine Aufmerksamkeit. Aber ich weiss selbst dann, dass wir zusammen sind. Anspruchlos und wohligh verlasse ich das Schlafzimmer.

Wenn mich Flora fragt, ob ich ihr ihre Bettflasche gemacht habe, fragt sie mich: «Teilen wir diesen Abend?» Sie fragt mich auch: «Gefällt es dir, dein Leben mit mir zu verbringen?» Und: «Weisst du, wie froh ich bin, dass du hier bist?» Ja, habe ich, Flora. Ja, das tun wir. Ja, sehr.

«Ja, ich weiss.»

Autor: Mark Albin

## **Der Besserwisser**

Bei jeder Gelegenheit zückte Willy sein Handy, um zu googeln, ob nun ich oder er recht hatte. Immer schon hat mich das genervt. Doch dann kam: Sizilien. Wir hatten eine Ferienwohnung in einem kleinen mittelalterlichen Städtchen und sassen auf der Piazza beim Nachtessen, gleich gegenüber einer Kirche. Über der Eingangstür stand in tiefroten Lettern «Chiesa del Purgatorio» – und Willy fragte mich, was wohl «Purgatorio» bedeute. Ohne zu überlegen, sagte ich es ihm: «Fegefeuer!» Wieso ich das nun wieder wisse, sagt er und: «Wenn du solche Sachen weisst, ist es klar, dass bei dir dafür andere Hirnareale unterentwickelt sind!» Ich wollte etwas entgegen, konnte aber nicht, es ging nicht mehr, wortlos stand ich auf, warf die Serviette auf den halb leergegessenen Teller mit dem Riso ai Frutti di Mare, ging in die Ferienwohnung zurück, packte meinen Koffer und fuhr zum Flughafen. Zuhause löschte ich seine fünfzehn Anrufe in Abwesenheit und achtzehn SMS. Und blockierte seine Nummer.

Autorin: M. Mia

## ***Ich als kompetenter Partner***

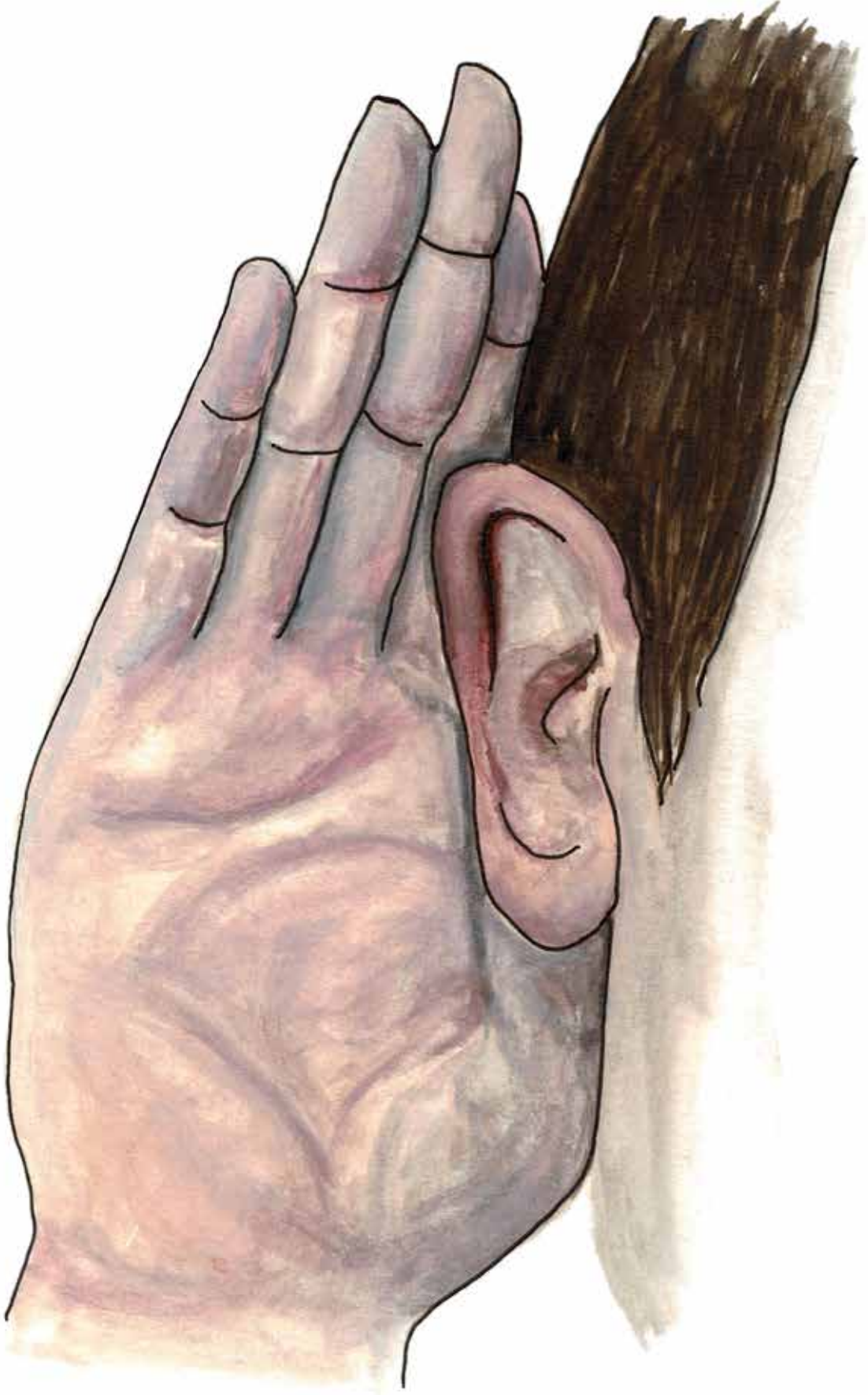
Ich finde es schön, ein kompetenter Partner zu sein. Ich weiss für mich, was mir meine Beziehung bedeutet, was mir der Mensch bedeutet, mit dem ich durchs Leben gehe. Dieser Mensch ist meine Frau, mehr noch: Es ist eben die Frau, mit der ich seit vielen Jahren durchs Leben gehe. Wenn ich die Zeit, die wir in derselben Schulklasse sassen – noch unverliebt – dazuzähle, sind es jetzt wohl vierzig Jahre. Und so lange ist es wohl her, dass ich ihr das erste Mal den Sitzplatz im Postauto reserviert habe.

Ein kompetenter Partner zu sein heisst für mich, dass ich bei mir sein kann in der Beziehung. Ich sage, ohne Verbiegen und Unsicherheiten, was mir richtig scheint. Ich überlege mir nicht lange, was es für unsere Beziehung heisst, wenn ich dies oder jenes sage. Ich sage es so, wie ich es jedem andern Menschen auch sagen würde: Es stimmt so für mich, es ist, was ich denke, und ich weiss, dass es richtig ist und seinen Platz hat, dass ich es äussere. Wenn mir etwas unfair oder ungerecht erscheint, bringe ich es ruhig zur Sprache. Wenn meine Partnerin etwas anspricht, das aus ihrer Sicht nicht gut läuft, nehme ich es auf. Ich nehme mir die Zeit, der Sache auf den Grund zu gehen, weil ich nicht will, dass zwischen uns unausgesprochene Schwierigkeiten liegen. Ich nehme Teil am Leben meiner Partnerin. Es fällt mir leicht, in ihre Welten einzutauchen, ich höre gerne zu, bin gespannt, welches Bild sie mir von ihrer Angelegenheit vermittelt. Ich versuche sie zu unterstützen, es gelingt mir auch, weil ich weiss, wie wir im Gespräch zur Ruhe kommen und was dabei hilft, eine Schwierigkeit, einen Ärger, einen Stress auf der Arbeit anzusprechen und beiseitezulegen.

Die Welt, die ich mit meiner Frau teile, ist ein Teil meiner inneren Welt. Es mag sein, dass ich mit Freunden und Freundinnen gewisse Dinge intensiver teile und erlebe und dass ich mit ihnen Seiten von mir leben kann, die ich mit meiner Frau nicht teile. Mit ihr teile ich mein Zuhause, meine Rolle als Elternteil, meine Biografie als Mensch seit meiner Jugend mit Höhen und Tiefen. Ich kann, wo mir etwas zu nah und zu drängend wird, auch wieder Raum und Distanz aufbauen und weiss doch: Das Wesentliche teilen wir. Die Liebe für unsere Kinder, das Eingebettetsein in unsere Familien, das Verwandt- und Verschwägertsein. Ich weiss auch, dass uns Ideen, Werte, Überzeugungen verbinden, die wir mit zwanzig Jahren ins Auge gefasst haben. Wir wollten ein Paar sein, das einen grossen Lebensraum teilt – und wir sind es geworden.

Ich war nicht immer der kompetente Partner, der ich heute bin. Der Weg zur Entfaltung ist weit, und man geht ihn nicht ohne Widerstände, weil man vieles einfach nicht willentlich steuern kann – es muss werden.

Autor: Ivo Knill







## ***Auf immer und ewig***

**Anita:** «Die Freunde sind verduzt: ‹Ihr habt euch doch vor zwei Wochen getrennt? Warum kommt ihr zusammen an unsere Party?› Später dann: ‹Wie könnt ihr Freunde sein, nach all dem?› Oder: ‹Komm, gib's zu, ihr geht doch noch zusammen ins Bett.› Solche Äusserungen amüsieren uns längst nur noch. Ja, wir sind immer noch ein Paar. Als Eltern. Beste Kumpels. Trotz der Trennung 2014, nach 13 Jahren Beziehung. Trotz Schmerz und Trauer darüber, dass wir als Liebespaar gescheitert waren. In dieser irren Zeit der Trennungsphase war ungewiss, wie sich unsere Beziehung verändern würde. Wir wussten einfach, dass wir uns trotzdem noch mögen. Und gingen einfach mal weiter.»

**Martin:** «Anita und ich sitzen gerade in ihrer Küche. Trinken eine Flasche Rotwein. Reden. Sind nicht immer gleicher Meinung. Auch was die Kinder angeht. Aber wir sind immer noch eine Familie. Sicher wegen der Kinder. Aber wir wären auch beste Freunde, Bruder und Schwester, ohne sie. Die Kinder leben immer zwei Wochen bei mir und zwei Wochen bei ihr. Ferien verbringen wir manchmal gemeinsam. Manchmal getrennt. Der Start in unsere Beziehung im Dezember 2001 war für mich bedingungslos. Ich wollte Anita unbedingt. Samt ihren Kindern Miguel und Marina aus ihrer früheren Beziehung. Und bald schon wollte auch ich ein Kind mit ihr. So etwas war mir vorher noch nie passiert. Aber ich wusste: Es ist richtig. Und nicht lange später war Anita schwanger.»

**Anita:** «Er wirkte wie ein einsamer Wolf. Dieses Unstete, leicht Nervöse zog mich zu diesem Mann. Vor ihm fühlte ich mich oft wie eine Schiffbrüchige. Das mit ihm. Das war tief, klar. Ich war angekommen, liess mir ein Tattoo stechen als Sinnbild für diese Liebe. Unsere Tochter Mikka machte uns komplett. Wir arbeiteten im Jobsharing und betreuten die Kinder gleichwertig. Es fühlte sich verdammt gut an. Viele Jahre. Wir bekamen noch ein zweites gemeinsames Kind, Malin. Liebespaar und auch beste Kumpels, damals schon. Doch wir merkten nicht, wie wir in Richtung Sackgasse trieben. Das Leben, der Alltag mit den vier Kindern, Jobs und To-do-Listen schliffen unsere Beziehung blutig.»

**Martin:** «Ich hatte das Gefühl, dass ich nur noch für uns existierte. Für die Kinder. Für sie. Der Alltag schlich sich ein. Die Routine. Langweilig war es nicht. Aber halt irgendwie immer dasselbe. Ich begann zu vernachlässigen. Anita. Die Kinder. Und mich. Ich fand nicht mehr statt. Fand ich. Ich trank. Wir stritten. Und ich wurde offen. Wie die Flasche Wein, die immer öfter vor mir stand. Ich fing an, mich umzuschauen. Und lernte eine andere Frau kennen.»

**Anita:** «Null Verständnis und dauergenervt, das waren meine Gefühle für ihn. Was war da übriggeblieben, von uns? Ich fragte, was brauchst du? Er sagte, Freiraum. Ich sagte, nimm dir, so viel du willst. Schlug getrennte Wohnungen vor. Alles war besser als das, was war. Eine Auszeit sollte uns Zeit geben, die Gedanken ordnen, übers Weitergehen. Dafür flog er nach Irland. Für zwei Wochen.»

**Martin:** «Ich verbrachte die Zeit in Irland nicht allein. Sondern mit dieser anderen Frau. Weil es sich für mich in diesem Moment gut und richtig anfühlte. Kein schlechtes Gewissen. Das kam erst später. Nach der Trennung. Damals wollte ich meine Freiheit. Und die will ich auch heute noch. Heute kann ich sie mir nehmen, ohne andere zu vernachlässigen. Zu verletzen. Manchmal stelle ich mir schon die Frage, warum das früher, als wir noch zusammen waren, für mich nicht möglich gewesen ist. Warum ich diese Egoschiene gefahren bin. Und Anitas Angebote nicht angenommen habe. Heute ist es aber gut, wie es ist. Zwischen uns. Und mit den Kindern.»

**Anita:** «Er fuhr das, was von uns übrig war, an die Wand. Doch dorthin gebracht hatten wir uns gemeinsam. Er hat lediglich für den harten Aufprall gesorgt. Keiner wollte das Alte mehr flicken. Das zu wissen wurde zum neuen Kitt. Dem fürs gemeinsame Weitergehen. Dass dieser Break nicht zum Zerwürfnis führte zwischen uns, irritiert, wie gesagt, die Leute. Erst recht unsere neuen Partnerinnen oder Partner. Den Rosenkrieg verstehen sie. Nicht aber, dass wir Freunde sind. Etwas haben, das bleibt. Für immer.»

Von Anita Zulauf und Martin Kaiser

# «Streitereien zwischen Braut und Bräutigam habe ich ignoriert»

Während fünf Jahren hat Florian als Kellner im Ochsen rund zweihundert Hochzeiten miterlebt, rund zweihundertmal wurde er so stiller Beobachter von lautem Glück.

Von Adrian Soller

Drückt ihm die Chefin die losen Blätter in die Hand, scannt er sie mit seinem geübten Blick, schaut, ob in der rechten Spalte des Ablaufplans irgendetwas von «DJ» steht. Steht es da, weiss er, dass er diese Nacht nicht schlafen wird, kaum jedenfalls. Florian liest die Oberzeile, sieht dort, ob sie den Havanna-Club-Saal dazugemietet haben und wie viele Gäste er heute zu erwarten hat. Dann geht er in die Grande Salle hoch, in der er an diesen Tagen viel Zeit verbringt. Florian mag den grossen, hellen Saal, mag es, wie es so schön knarrt, wenn er schnellen Schrittes über das Holzparkett läuft. Hier bereitet er jetzt das Fest für die Gesellschaft vor, die bald schon eintreffen wird. Das heisst: die weissen Tischtücher, das heisst: aufdecken, drei Gabeln, drei Messer, das heisst: Arnika und Ikea-Kerzen im Glas. Es sind dieselben weissen Kerzen, wie er sie auch an Geburtstags- und Trauerfeiern auf den Tisch zu stellen hat. Gibt es Namensschilder, muss er diese zusammen mit der Speisekarte nach der Vorgabe seiner Chefin auf den Tischen anordnen. Nur in komplizierten Fällen macht sie es selbst.

Heute arbeitet Florian nicht mehr im Ochsen, inzwischen berät er Weinkunden und handelt mit Bitcoins. Aber seine Arbeit von früher beschreibt er, als hätte er gestern die letzte Hochzeit begleitet. Mit der Kochlehre, der Servicelehre und den zwei Jahren Arbeit danach sind es schliesslich auch acht Jahre seines Lebens, die er im Ochsen gearbeitet hat, fünf Jahre davon im Service. Zusammen mit drei, vier Kolleginnen und Kollegen betreute er von März bis Oktober an jedem Wochenende eine Hochzeitsgesellschaft, manchmal sogar zwei. Und das gibt dann – ein Monat à fünf Wochenenden, mal acht Monate – rund vierzig Wochenenden pro Jahr ... Und das während fünf Jahren – zweihundert Hochzeiten! Zweihundertmal ist er auf den Kiesparkplatz des Ochsen gegangen, um dort die Gäste in Empfang zu nehmen, zweihundertmal ist er an der Schwelle zu seiner Grande

Salle gestanden und somit an der Schwelle zum nächsten Lebensabschnitt zweier Menschen, die sich gefunden haben.

Er steht also auf dem Parkplatz und wartet, bis die Hochzeitsgäste in ihren Autos hupend vorfahren. «Hallo, Chefparkierer», sagen sie dann nach dem Aussteigen aus ihren Fahrzeugen, sie sagen es fast immer. Sie lachen, sind etwas aufgedreht, etwas nervös. Sie sprechen ganz viel oder ganz wenig. Das Brautpaar kommt immer zuerst oder zuletzt. Und auch wenn die Gäste endlich da sind, brauchen sie noch Zeit, um anzukommen. Sowieso, die beiden Hauptpersonen, um die sich heute alles dreht, Braut und Bräutigam, werden den ganzen Tag über wie in einem Film sein, das weiss Florian, wenn er dasteht und den Kies unter seinen Sonntagsschuhen spürt. Die Bewegungen des Paares sind abgehakt, ihre Antworten verzögert, ihre Gesichter etwas leer. Hin und wieder gibt es einen kleinen Streit, den Florian ignoriert.

Wenn Gäste über ihn lachen, wenn er die Autos einweist, macht er seine Bewegungen noch grösser. Er rudert mit den Armen und spielt den Clown, nicht zu sehr, aber ein bisschen schon, er will das Eis brechen. Er fühlt sich für das Wohl seiner Gäste verantwortlich. Schliesslich führt er das Hochzeitspaar in den hellen und feierlich dekorierten Saal, wo seine Chefin wartet. Meistens. «Ich war jeweils froh», erinnert sich Florian, «wenn ich ohne Chefin dort arbeitete, weil sie immer etwas nervös war.» Doch: «Alles in allem war es ein schöner Job», sagt er auch. Der Lohn stimmte, und die Arbeit mit den Menschen machte Spass.

Die Tische in der Grande Salle stellen sie in einem «U» auf. Das Brautpaar erhält den schönsten Tisch. Am Bauch des «U's» haben sie den Blick auf ihre Gäste und den schönen Garten. Mit ihnen am Tisch sitzen die beiden Trauzeugen und die allerbesten Freundinnen und Freunde des Paares. Man musste sich vorher festlegen, wer das war. Für sechs bis

acht Auserwählte hat es am Hochzeitstisch Platz. Also sitzen sie jetzt dort nebeneinander und schauen in die Runde. Und die Runde schaut zurück. Wann sie servieren dürfen, hört man Florian bald die Trauzeugen fragen, die schnell mit ihm per Du sind. Sie sind etwas überfordert. Für Florian ist klar: Ein Hochzeitsfest ist ein Fest für Freunde und Freundinnen. Für die Trauzeugen ist es Stress. Und das Paar hat sowieso wenig vom Fest, das zwischen 5000 und 30 000 Franken kostet. Zumindest gibt es kaum je einen Samstag, an dem das Brautpaar seine Teller leer zu essen vermag.

Florian mag es, wenn es Tischkarten und eine Gästeliste gibt. Es ist für ihn eine Gelegenheit, Fühlung zu nehmen, Komplimente zu machen, den Gästen zu ihren schönen Nachnamen zu gratulieren, für den sie nichts können. Es ist wie beim Zugfahren: Antwortet ein Mitreisender auf die Frage, ob der Platz in seinem Abteil noch frei sei, hört man seine Stimme und sieht seine Gestik. Man bekommt einen ersten Eindruck für das Gegenüber, ein Gefühl für den Menschen. Man ist sich nicht mehr so fremd und kann entspannen. In der Grande Salle führte Florian die Gäste darum immer sehr gerne an ihren Platz. «Ich habe jeweils schnell gemerkt, ob ich Sprüche wagen kann oder nicht.» Den Westschweizern sagte er lachend, dass er schon Französisch sprechen könne, es aber dann besonders teuer würde.

Die Gäste lachen. Man verbrüdet sich. Florian schenkt Wein ein und sagt dabei Dinge wie: «Ohne Wein lass es sein.» Die Chefin hat die Weinkarten, das Menü und die Tischordnung schon Monate vor dem grossen Tag mit dem Paar vorbesprochen: Sie sitzen an einem der Tische, und es kommt der Moment, wo die Chefin den Triptyque empfiehlt. Er sei nicht zu leicht, nicht zu schwer, kein Risiko – und müsste dem Gros der Gäste gefallen. Dass sie einen Vertrag mit dem Winzer hat, hörte sie Florian kaum je sagen, dafür hört er jetzt, wie das Brautpaar bei der Menüauswahl angeregt diskutiert oder gar streitet. Die Frau sagt zu ihrem Verlobten, dass er das doch nicht machen könne. Und dass es schliesslich ihre Hochzeit sei! Florian steht mit seinen Kolleginnen und Kollegen an der Theke. Schon vor dem Hochzeitsfest wagen sie Prognosen, wie lange die Ehe Bestand haben werde. Es sind Witze unter Kollegen, und doch: Florian glaubt nicht wirklich an die Ehe, wie er erzählt. Er hat zwar eine Tochter, wurde früh schon Vater, aber eine Freundin habe er nicht. Und hätte er eine Freundin, er würde sie wohl kaum heiraten wollen. «Ich habe ausgefeiert», sagt er.

Das Fest geht jeweils erst nach dem Essen so richtig los, wenn die ersten Flaschen des Wein-Klassikers leer sind. Die Ballone mit den Adresszetteln hat man schon steigen lassen. Der Polaroid-Foto-Automat sei schon von den Trauzeugen im Havanna-Club-Saal aufgebaut worden. Und dann ist es langsam Zeit für: die Spiele. So sei das Brautpaar Samstag für Samstag dagestanden mit ihren zweiseitig beschrifteten Holzschildern in der Hand. Auf der einen Seite habe «Ich»,

auf der anderen «Er» oder «Sie» gestanden. Man beginnt das Brautpaar zu befragen, fragt sie, wer von ihnen geduldiger, wer kreativer sei. Sie antworten, indem sie dem Publikum die entsprechende Schildseite preisgeben. Bei der Frage, wer mehr aufräumt, halten beide das «Ich» in die Höhe. Und die Gäste lachen. Das sei eigentlich jedes Wochenende so gewesen. Aber nicht alle, nur die ganz Rücksichtslosen, hätten sich an die Frage gewagt: Und? Wer liebt wen mehr?

Dann das Suchspiel, ein zuverlässiger Programmpunkt, der Gürtel, das Kondom, sagen sie ihnen jetzt, könne irgendwo im Raum versteckt sein. Doch Florian wüsste, wo er mit dem Suchen beginnen würde: in der Hosentasche eines Mannes. Er würde es den Suchenden jetzt gerne zurufen. Doch sie werden es selber finden müssen, das Suchen unter den Rücken und das Herumwühlen in den Hosentaschen gehört zum Spiel mit dazu, mehr noch, ist Sinn und Zweck des Spieles. Florian muss das aushalten. Dann werden Kindheitsfotos und Fotos vom Polterabend gezeigt. Die Leinwand ist etwas älter, Florian stellt sie jetzt ganz vorsichtig auf. Er muss die Röhren des Gestänges leicht ineinander drehen, um die Verkeilung zu lösen. Für den Servierwagen mit dem Beamer gibt es zwei gute Positionen im Raum. Florian probiert aus und stellt das Bild scharf. Für ihn ist jetzt Halbzeit. Das Fest wird bis vier, fünf oder sechs Uhr morgens dauern.

«Einmal hatte die Schwiegermutter einen Alleinunterhalter engagiert», erzählt Florian, «obwohl das Brautpaar genau das auf keinen Fall wollte.» Man müsse am Fest ihres Sohnes doch tanzen, hatte sie gemeint, weil es schliesslich sonst kein Fest sei. Also: Move. Move. Und jetzt alle. Mehr Bewegung, bitte. Die Schwiegermutter hat sich durchgesetzt. Und die Braut verlässt den Saal. Doch Florian habe, erzählt er, die Feste meistens genossen. Zu später Stunde habe er sich am Rande der Tanzfläche etwas mitbewegt. Weil er immer arbeitete, hätte er ja sonst

kaum ausgehen können.

Doch Florian ist froh, wenn die Trauzeugen und das Brautpaar nicht bis sieben Uhr an den Tischen sitzen bleiben. Florian, sein verbliebener Kollege und sein Chef, der auch so lange dableibt, entschuldigen sich in solchen Momenten höflich, sagen, dass sie langsam mit dem Aufräumen beginnen müssten. Aber nein, auf keinen Fall, bleiben Sie nur sitzen. Man fange einfach mal mit den anderen Tischen an.

Wenn Florian heute an all die Hochzeitsfeste denkt, denkt er auch an die Sonntage danach, an denen er allzu oft schon um zwölf Uhr wieder im Ochsen das Mittagmenü serviert, während die letzten Gäste übernachtigt und wieder leer am Tisch hängen. Sie sind ganz still, irgendwie traurig. Und für Florian ist ein schönes Fest immer auch eine grosse Lüge. Man verspricht sich Ewigkeit, aber wer, fragt er sich, kann das schon einhalten?

## «Ich habe ausgefeiert»

# «Paare



# brauchen Rituale»

Der Berner Pfarrer Tobias Rentsch spricht über den Sinn von Ritualen, darüber, was Rituale von Gewohnheiten unterscheidet, inwiefern sie etwas Unverfügbares haben – und wieso er selber nicht um jeden Preis in der Kirche heiraten möchte.

Interview: Anna Pieger, Foto: Valerie Knill

Tobias Rentsch, vierzig Jahre alt und passionierter YB-Fan, ist Pfarrer in Bern. Aber das erst auf den zweiten Blick. Wer ihm zum ersten Mal begegnet und nichts über ihn und seinen Werdegang weiss, könnte ihn auch für einen hippen Sozialarbeiter, DJ oder Grafiker halten. Bei unserer Begegnung an einem sonnigen Herbsttag trägt er weisse Turnschuhe im Retrostil und ein dunkelblaues Hemd mit pinken Punkten, die schulterlangen Haare sind mit einem ebenfalls pinken Haargummi zu einem lässigen Knoten zusammengebunden, die Augen hinter einer verspiegelten Sonnenbrille mit Holzbügeln verborgen. Bevor wir unser Gespräch über Paarrituale beginnen, dreht sich Rentsch noch eine Zigarette und raucht draussen vor der Markuskirche in Bern genüsslich, während er von seinem Werdegang erzählt. Ich überlege mir währenddessen, ob das Drehen und Rauchen Gewohnheiten oder Rituale sind – und was die beiden unterscheidet.

Als Kind religiös sozialisiert, sei er damals mit seiner Familie viel in die Kirche gegangen, erzählt Rentsch. Aber Pfarrer zu werden konnte er sich als Jugendlicher nicht vorstellen. Nach dem Schulabschluss machte er eine Lehre als Chemielaborant. Schon bald merkte er, dass ihn der Beruf nicht ausfüllt und er mehr mit Menschen arbeiten möchte, ausserdem war ihm die Verbindung zu Gott wichtig. «Meinen Glauben beschreibe ich oft so: Ich glaube daran, dass Gott an mich glaubt.» Über Berufsmatur und Passerelle landete er im Theologiestudium und sagt heute: «Pfarrer zu sein ist mein Traumberuf. Den lebe ich auch 24/7 und möchte nichts anderes machen.»

So erfrischend und ungewöhnlich für einen Pfarrer wie sein Aussehen war auch seine fünf Jahre währende Tätigkeit als mobiler Seelsorger mit dem Projekt «Unfassbar». Mit einem zur Bierbar umgebauten Rad trafen Rentsch und seine Kollegen von Unfassbar unterwegs auf der Strasse und auf Quartierfesten unterschiedliche Menschen aller Glaubensrichtungen und luden sie bei einem Bier zu Gesprächen über Gott und die Welt ein. Ergänzend gestalteten sie Radio- und Fernsehbeiträge. Erst seit August ist Rentsch nun mit einer festen Pfarrstelle wieder «sesshaft» geworden.

Wir setzen uns hinter der Markuskirche auf eine Bank beim Spielplatz, und ich frage ihn, was er unter dem Begriff «Ritual» versteht. «Ein Ritual ist für mich etwas, das den Tag oder das Leben taktet, etwas, das durch Wiederholung und Wiedererkennung Struktur gibt. Seinen Kaffee auf eine bestimmte Art zuzubereiten und zu geniessen, kann ein Ritual sein. Der Ablauf ähnelt sich jeden Morgen. Wenn der Kaffee plötzlich ganz anders zubereitet werden würde, wäre es kein Ritual mehr», meint Rentsch.

Die Bewusstheit in der Gestaltung eines wiederkehrenden Ablaufs scheint also die Gewohnheit vom Ritual zu unterscheiden. Ich bin neugierig, welche Rituale er selbst im Alltag pflegt. Rentsch überlegt kurz: «Ich bete, das hat schon immer zu meinem Leben gehört. Am Abend vor dem Einschlafen bete ich und lasse den Tag Revue passieren, danke, motze auch mal, lasse so Dinge los. Bevor ich etwas esse, bete ich immer, auch wenn ich in einer Gruppe bin, je nachdem auch still für mich, so dass es von aussen gar nicht wahrnehmbar ist.»

Und wie ist das im Zusammenleben zu zweit? Brauchen Paare Rituale?

«Rituale helfen uns, einen Schritt zurück zu machen und sich zu überlegen: Wie lebe ich eigentlich? Was mache ich am Mittwochnachmittag mit meinem Kind? Die grossen Rituale wie Hochzeit oder Taufe führen auch dazu, dass wir innehalten und uns auf das Ritual vorbereiten. Wir stellen uns in diesem Vorbereitungsprozess Fragen, die klärend wirken können. Wenn sich ein Paar bei mir meldet, weil es heiraten möchte, führe ich mindestens drei oder vier lange Gespräche, um das Paar besser kennenzulernen. So bekomme ich einen Eindruck von den Persönlichkeiten der beiden und von der Geschichte des Paares. Auf dieser Grundlage können wir den Gottesdienst dann individuell gestalten. Bei einer Trauung gibt es Teile der Liturgie, die immer gleich ablaufen, aber auch Teile, die sehr persönlich gestaltet werden können. Wie sollen das Einlaufen und der Ausgang aus der Kirche ablaufen? Aus Filmen kennen viele die Tradition, dass der Brautvater die Braut zum Altar führt. Mir ist es in der Vorbereitung wichtig anzusprechen, ob diese Art, das

Ritual auszugestalten, für das Paar stimmig ist. Möchte die Frau wirklich von ihrem Vater an den zukünftigen Ehemann übergeben werden? Diese Geste kann man auch kritisch hinterfragen, und für so manche Frau mit feministischem Selbstverständnis stellt sich in der Diskussion heraus, dass es andere, stimmigere Wege gibt. In einem Fall entschied sich das Paar dafür, dass der Mann dafür am Arm seiner Mutter den Altargang entlangschreitet und die vier sich vorne vor dem Altar treffen. Diese bewusste Gestaltung haben wir dann verbalisiert und den Anwesenden erklärt, dass sich das Paar dafür entschieden habe, weil es ihm um die Verbindung zweier Familien gehe.

Ganz wichtig ist für mich in der Vorbereitung auch das gemeinsame Auslegen von Bibelstellen mit dem Paar. Auch wenn manche Paare erst skeptisch sind, lege ich ihnen nahe, sich auf eine Bibellektüre einzulassen, denn es gibt für mich kein reichhaltigeres und spannenderes Buch. Am liebsten mag ich es, wenn die Paare dann in eine engagierte Diskussion über das Gelesene und ihre Beziehung kommen, dann werde ich als Pfarrer Zeuge eines intimen Austauschs des Paares.»

Während im Hintergrund der Rasenmäher des städtischen Gärtners brummt, möchte ich von Rentsch wissen, ob Rituale immer im Spannungsfeld zwischen individueller Bedeutung und althergebrachter Wiederholung stehen.

«Ich denke schon. Ein Ritual kann ich nicht erfinden, das hat etwas Unverfügbares. Und diese Unverfügbarkeit passt für mich sehr gut zu unserem Verhältnis zu Gott. Auch wenn Paare mich aus dem Fernsehen oder von der Bierbar her kennen und eigentlich gar nicht unbedingt einen Pfarrer für ihre Trauung im Blick hatten, kläre ich, dass es mit mir eine christliche Zeremonie mit Gebet und Bibelstellen geben wird. Meistens finden wir im Austausch einen Weg, wie für alle das stimmig gestaltet werden kann. Und notfalls weise ich darauf hin, dass man auch einfach das Bierrad für ein Fest mieten kann, ohne mich als Pfarrer und eine religiöse Trauung.»

Aber die meisten Paare, die Rentsch anfragen, können dem althergebrachten kirchlichen Zeremoniell etwas abgewinnen und finden zusammen mit ihm eine Art und Weise, den Gottesdienst so zu planen und mit Freunden und Bekannten zu erleben, dass es für sie passt. Das muss nicht unbe-

dingt im Kirchenraum sein, Rentsch hat auch schon Traugottesdienste in der freien Natur gefeiert. Wenn jemand auf religiöse Formen verzichten möchte, respektiert Rentsch das. Ihm persönlich würde dann aber die «vertikale Verbindung» zu Gott bei einem Ritual fehlen.

Neben dem Vorbereitungsprozess erlebt Rentsch es auch als wichtig, dass mit einem Ritual wie der Taufe oder der Trauung bleibende Erinnerungen geschaffen werden:

«Meine Eltern hatten gerade am ersten Oktober ihren Hochzeitstag. An diesem Datum gehen sie jedes Jahr essen und erinnern sich an ihren grossen Tag, erzählen Anekdoten. Der wiederkehrende Hochzeitstag im Oktober strukturiert so auch ihr Jahr und ist Teil ihres Zusammenlebens.»

Ich frage mich, ob es nicht auch das Heraustreten aus dem intimen Raum als Paar ist, das eine wichtige Rolle für die Kraft des Rituals spielt. Rentsch bejaht.

«Bei einer Hochzeit bekenne ich mich als Paar zueinander vor der Gemeinde, vor Freunden und Verwandten und werde dadurch anders gelesen. Das fängt ja meist schon früher an. Ich lerne jemanden kennen, mache vielleicht nach einiger Zeit ein Statement im Freundeskreis: «Ja, wir sind zusammen.» Später stelle ich die Person meinen Geschwistern und Eltern vor. Nach und nach werde ich nicht mehr als Single gelesen. Ich bekenne mich in verschiedenen Situationen und Konstellationen zu meinem Partner oder meiner Partnerin. Das Eheversprechen vor dem Altar ist der klarste Ausdruck des Bekenntnisses zu einer Person. Und da sind alle nervös, auch diejenigen, die eigentlich eine Veranlagung zur Rampensau haben und keine Mühe haben, vor zweihundert Leuten vor dem Altar zu stehen. Dieses Versprechen wirkt weiter im Leben des Paares. Auch das Reflektieren über das Versprechen und seine Bedeutung gehört für mich zum Ritual. Mit dem Durchführen des Rituals ist der Prozess nicht zu Ende, sondern mit dem Ritual fängt etwas an, das weitergeht. Darauf kann ich in der Beziehung immer wieder zurückkommen.»

Der Laubbläser verjagt uns mit seinem Lärm endgültig vom Spielplatz hinter der Kirche, und wir weichen auf eine Bank in einer Quartierstrasse aus. Rentsch genehmigt sich eine weitere Selbstgedrehte und setzt im Schatten die Sonnenbrille ab. Ohne sie wirkt er weicher und zugänglicher. Ich frage ihn, ob er als Pfarrer die Rituale im Rahmen einer

liturgischen Feier jedes Mal von Neuem mit Bedeutung füllen kann oder ob sie auch mal zur leeren Geste verkommen.

«Man ist nach mehreren Jahren und vielen Trauungen natürlich nicht mehr so nervös wie beim ersten Gottesdienst, den man mit dem Paar gestaltet. Aber ich erlebe das Geschehen auch immer wieder neu.

Wenn ich in einer Taufe das Kind auf den Arm nehme, fühlt es sich nie gleich an. Ich halte es selbst und lasse es nicht von anderen halten für die Segnung. Dieser Wechsel von den Eltern in die Hände eines Fremden für die Segnung ist jedes Mal besonders. Von Lächeln über Gleichgültigkeit bis zu Geschrei ist bei den Kindern als Reaktion alles dabei.»

Im Moment ist Rentsch Single, daher interessiert mich gegen den Schluss des Gespräches, wie er selbst gerne heiraten möchte. Ich erwarte eine präzise Schilderung seiner Vorstellungen, schliesslich hat er als «Profi» schon viele Feiern erlebt und gestaltet. Aber er antwortet ruhig und bestimmt:

«Das kommt auf die Partnerin an. Das ist nichts, was ich allein festlegen kann oder möchte. Wenn eine Partnerin von mir sagen würde: «Hinter dem, was zu einem kirchlichen Ritual gehört, kann ich nicht stehen, das würde ich einfach dir zuliebe machen», dann möchte ich das nicht. Dafür ist mir das Ritual zu wichtig. Und mir wäre nicht wohl, wenn ich wüsste, meine Frau muss quasi lügen für mich. Wenn es für beide passt und beide es wollen, fände ich es aber schön, in der Kirche zu heiraten.»

«Wenn ich in einer Taufe  
das Kind auf den  
Arm nehme, fühlt es sich  
nie gleich an»

# «Ich mochte vor allem das

Anwältin Evelyn Meier-Eichenberger erzählt, wieso sie Scheidungsverfahren mag, was ihr an Hochzeiten gefällt – und wann sie Mühe hat, eine Mandantin oder einen Mandanten zu vertreten.

Text: Adrian Soller, Foto: Valerie Knill





# weisse Kleid»



«Wir», wird sie sagen, «haben gewonnen.» Oder: «Uns hat das getroffen.» «Wir» oder «uns» also. So wird sie sprechen, wenn sie von ihren Mandantinnen und Mandanten erzählen wird, die sie als Scheidungsanwältin vertritt. Es wird mich dünken, dass sie mit den Menschen geht, die in der Talsohle ihres Lebens zu ihr in die Kanzlei im vierten Stock kommen. Doch jetzt, wie ich da sitze und warte, weiss ich das noch nicht. «Ihre Mandantinnen und Mandanten werden auch hier im Sitzungszimmer auf Frau Meier warten», denke ich mir. Wahrscheinlich sortieren viele von ihnen in diesen Minuten ihre Vergangenheit, wahrscheinlich steigen in ihnen Bilder einer Ehe auf, die kurz vor ihrer Auflösung steht.

Ich schaue mich um. Weisse Vollabriebwände, kaltes Neonlicht, weissgraue Deckensegel: ein Raum ohne Träume. Als wäre ich an einem Ort gelandet, wo man Sachlichkeit entwickelt, so wie man an anderen Orten Medikamente entwickelt. Da hat jemand, sehe ich jetzt, entlang den Wänden Bilderschienen an der Decke angebracht, doch sind sie leer geblieben. Am anderen Ende des langen mattgrünen Sitzungstisches mit den abgerundeten Ecken glänzen Fingerabdrücke im Tageslicht. Ich stelle mir die schwitzigen Hände eines Mannes vor, der von seiner Frau verlassen worden ist. Er kämpft gegen seine Tränen und die hochsteigende Wut. Dann klopft es an der Tür – Evelyn Meier-Eichenberger betritt den Raum.

Sie gibt mir die Hand, lächelt, wir beginnen zu plaudern, ein buntes Gespräch entwickelt sich, weil man sich gegenseitig entdecken und vielleicht auch den Raum beleben will. Schliesslich stelle ich die Schawinski-Frage, die ich in Rechercheinterviews für ein Portrait gerne als Eröffnungsfrage stelle: «Wer sind Sie, Frau Meier?», frage ich. «Ein Klugscheisser.» Sie antwortet so schnell, so unvermittelt, dass ich lachen muss, und sie sagt es so, als wäre damit alles erklärt. Ich stelle mir vor, wie Meier-Eichenberger sich in der Schule zurücknahm, wenn sie die Antwort wusste, weil sie den Jungs in ihrer Klasse auch eine Chance geben wollte. Dann erzählt sie weiter, dass sie heute eher über sich sage, dass sie Anwältin und Mutter sei. Und nicht umgekehrt, wie sie es früher gesagt hatte: «Mutter und Anwältin.» Ihre

Kinder, zwei Jungs, Zwillinge, seien schon sechzehn Jahre alt – und sie könne sich wieder auf ihren Beruf konzentrieren, den sie liebe. 160 Scheidungs- und Trennungsfälle in fünfzehn Jahren hat die heutige Partnerin der Kanzlei Schwarz Breitenstein schon betreut. Wenn sie jetzt davon spricht, tut sie das in ruhiger Begeisterung.

Draussen leuchtet der Sulzerturm in der Oktobersonne. Drinnen spricht sich Meier-Eichenberger in einen angenehmen Fluss: «Ich mag an Scheidungsfällen, dass man nicht ganz so genau sein muss.» Während in anderen Rechtsdisziplinen nur die Gesetzesartikel und die Rechtsprechung zählten, seien bei Scheidungen auch weiche Faktoren entscheidend; Psychologisches, Empathie machten den Unterschied. Und man müsse verhandeln können. Denn: «An Scheidungsverfahren geht es zu wie an einem Viehmarkt.» Doch während ihre Kolleginnen und Kollegen nach ihren Praktika in andere Felder wechselten, hat Meier-Eichenberger damals schon, im Bezirksgericht Meilen, für sich gemerkt: «Scheidungen sind spannend.» Sie hat gemerkt, dass sie sich im Scheidungsverfahren wirklich einbringen, dass sie dort etwas bewirken kann.

Sie sei sehr lösungsorientiert, wolle immer gleich weg von den Problemen – und hin zu den Lösungen. «Ich musste lernen, Probleme anzunehmen, sie auszuhalten», sagt sie, während ein Flugzeug draussen am stahlblauen Himmel – klar und scharf – eine weisse Linie hinter sich zieht. «Über die Jahre habe ich gemerkt», erzählt sie weiter, «dass ich meine Mandantinnen und Mandanten über die Schuld sprechen lassen muss – auch wenn das Gericht sich nicht dafür interessiert.» Es sei wichtig, dass ihnen mal jemand zuhöre. Meier-Eichenberger, die von sich sagen wird, dass sie Menschen liebt, die sagen wird, dass Menschen aufhören, böse zu sein, wenn man ihnen zuhört, findet: «Ich muss meine Mandantinnen und Mandanten am Anfang auch einfach mal sprechen lassen.» Denn: «Menschen, die eine Scheidung erleben, stresst es, dass ständig etwas mit ihnen gemacht wird.»

Wir sprechen in diesem Raum mit den vielen leeren Stühlen bald über Gefühle – über jene ihrer Mandantinnen und Mandanten, aber auch über jene von Meier-Eichenberger. Sie lasse ihre Gefühle nicht zu Hause, im richtigen Masse

hätten sie hier Platz. Wenn sie eine Geschichte traurig findet, sagt sie das auch. Wenn Meier-Eichenberger Mitleid empfindet, drückt sie es aus. Wäre man mit ihr und ihrem Mandanten oder ihrer Mandantin im Zimmer, würde man sie oft sagen hören: «Oh ja, das hätte mich auch wütend gemacht.»

Kürzlich gab es einen Fall, der Meier-Eichenberger selber so mitgenommen hat, dass sie eine Psychologin aufsuchte. Sie suchte sie auch als Beraterin auf. Weil das Recht und die Gerichte keine Lösung mehr anbieten konnten. Denn sie hatte das Verfahren für ihren Mandanten gewonnen, eigentlich hatten sie es gewonnen. Der Mann hatte die alternierende

Obhut zugesprochen bekommen, so wie er das wollte, und seine Ex-Frau hätte mit dem gemeinsamen Kind in der Schweiz bleiben müssen. Doch der richterliche Entscheid war nicht durchsetzbar. Die Frau machte Terror, setzte Ex-Mann und Kind unter Druck. «Ist das Kindeswohl in Gefahr, muss man auch mal auf sein Recht verzichten können.»

Ich blicke aus dem Fenster des Sitzungszimmers und sehe auf der Terrasse eine Buddha-Dekofigur, die von Ikea sein könnte, während Meier-Eichenberger

drinnen bald schon – ich muss etwas über die Einfältigkeit des Zufalls schmunzeln – von Geduld sprechen wird. Sie sagt, dass immer die Seite einen grossen Vorteil in den Verhandlungen hat, die mehr davon mitbringt. Es ist wie auf dem Immobilienmarkt: Wer sein Haus schnell verkaufen muss, wird einen tieferen Preis dafür erhalten.

Und so suchen wir bald die grossen Linien, die alles verbinden, die goldenen Regeln des Sich-Trennens. Und um es vorwegzunehmen: Ob ein Paar reich oder arm ist, gebildet oder ungebildet; ob ein Paar Kinder hat oder kinderlos war, macht keinen Unterschied. Frau Meier hat in all den Jahren keine solchen soziologischen Zusammenhänge erkennen können. Ob eine Scheidung hässlich wird oder nicht, hänge einzig und alleine – vom Charakter des Einzelnen ab.

Es gebe einfach egoistische Menschen, Menschen, die immer das Gefühl hätten, zu kurz zu kommen, die so verletzt seien, dass sie dem anderen nur noch schaden wollten. Für Meier-Eichenberger gibt es nur zwei Regeln, die Bestand haben: Oft ist es die Frau, die geht, die nicht mehr will. Und fast immer haben die Scheidungswilligen am Anfang eine einseitige Sicht auf die Dinge, fast immer können sie sich erst

## «Das Scheitern einer Ehe von Anfang an mitzudenken, ist romantisch»

während des Verfahrens und nur mit viel Mühe in die Perspektive des anderen hineinarbeiten. «Man merkt, dass viele von ihnen den Versuch, einander zu verstehen, lange schon aufgegeben haben», sagt sie.

Meier-Eichenberger muss als Anwältin das Beste für ihren Mandanten herausholen. Die faireste Lösung ist nicht ihr Job, das ist der Job der Gerichte. Meistens stört sie das nicht. Doch manchmal, ja, gibt es diese Momente, in denen sie Probleme mit ihrer einseitigen Fürsprecherrolle hat, Momente der inneren Konflikte. Einmal hat sie für einen Mann, so wie er das wollte, die alternierende Obhut erstritten. Als dieser aber merkte, dass er trotzdem noch Alimente zu zahlen hatte, auch wenn er zwei Tage zu den Kindern schaute, interessierten ihn die Kinder plötzlich nicht mehr so sehr.

Auch hatte sie mal einen Mandanten, der plante, seinen Job aufzugeben und ins Ausland zu reisen, um kein Geld an die Ex-Frau zahlen zu müssen. Umgekehrt sei es oft so, dass die Frau, wenn sie mehr verdiene als der Mann – und das gäbe es immer mehr –, nicht zahlen wolle. Diese Frauen, die vor der Scheidung einen emanzipierten Lebensentwurf lebten, beriefen sich bei einer Scheidung dann wieder auf das Patriachat. Manchmal, wenn es Meier-Eichenberger zu schwer fällt, die Interessen ihres Mandanten oder ihrer Mandantin zu verteidigen, gibt sie den Fall ab.

Es gäbe jetzt genug hässliche Geschichten zu erzählen, man kann es sich vorstellen. Doch wir wollen lieber über die anderen Geschichten sprechen. Meier-Eichenberger erzählt von der Pause während der Anhörung, davon, dass das oft ein wichtiger Moment sei. Kürzlich habe sie einen Mann vertreten, dessen Frau da auf ihn zukam und fragte, ob sie es nicht doch noch einmal versuchen wollten. Die Frau meinte, dass ihr das mit dem andern Mann leidtäte. Oder da war dieser Mann, der dem Gericht klarmachte, dass seine Frau keine Alkoholikerin sei, dass sie auch eine gute Mutter sei, obwohl er die Obhut gerne für sich beansprucht hätte. Der Mann sagte dem Gericht, was war, nämlich dass sie halt beide gute Eltern seien.

Ich frage Meier-Eichenberger, ob sie noch an die Liebe glaube, ob sie romantisch sei und was sie vom Heiraten hält. Ich frage sie das, weil ich wissen will, was dieser Beruf mit ihr macht. Und Frau Meier-Eichenberger beginnt dort zu erzählen, wo viele von uns zu erzählen beginnen würden, bei den Eltern, sie erzählt, dass diese schon 52 Jahre verheiratet seien. Auch Meier-Eichenberger ist schon zwanzig Jahre mit ihrem Mann verheiratet. Sie hält sich für romantisch, findet allerdings auch einen Ehevertrag romantisch:

«Die Möglichkeit des Scheiterns von Anfang mitzudenken, halte ich für Romantik pur», sagt sie. Denn: Sei einem die Ehrlichkeit so wichtig, dass man, wenn man es noch gut miteinander hat, über eine mögliche Scheidung nachdenkt, gehe man aufrichtig miteinander um, und das von Anfang an. Ja, dann empfinde sie dies eben als romantisch.

Meier-Eichenberger und ihr Mann feiern zweimal: den 29. April und den 14. September, das Datum, an dem sie ein Paar wurden, und das Datum, an dem sie heirateten. Wenn jemand von ihnen einen der beiden Jubiläumstage vergessen sollte, dann sei sie es. Auch sei ihr Mann kreativer, was die Geschenke anbelange. Doch obwohl sie beide Tage feiern, ist Meier-Eichenberger der Hochzeitstag etwas wichtiger. Weil: Sie mag Hochzeiten. Sie findet es mutig, wenn sich ein Paar der Gesellschaft gegenüber zu seiner Liebe bekennt. Und Heiraten sei nicht einfach nur sinnvoll oder vernünftig: «Ich mochte vor allem das weiße Kleid», erinnert sie sich und lacht, während draussen eine Micasa-Fahne im Wind jubelt.

# «Es war so schön, als er neben mir lag»

Wehmütige Freude und ernste Trauer: Wie es ist, wenn man den Partner oder die Partnerin verliert, erzählen uns acht Menschen im Gossauer Trauercafé.

Text: Anita Zulauf, Fotos: Valerie Knill



# noch im Bett

Jahrzehntelang haben sie mit ihren Partnern, ihren Partnerinnen gelebt, geliebt, gelitten, gelacht. Sie haben gemeinsam aufgebaut, gearbeitet, Alltag erlebt, Neuanfänge gemacht. Niemand sonst war ihnen gleich nah. Und dann kam der Tod. Meist ohne Umwege. Meist ohne Geduld. Und die Zeit kam zum Erliegen. Es wurde still. Doch nicht für immer.

Die Menschen, die hier im Trauercafé in Gossau SG zusammen um den Holztisch sitzen, heissen Fidelis, Marta, Helen, Viktor, Marianne, Maria B., Anna und Maria G. Sie sind zwischen 76 und 95 Jahre alt. Wenn sie über das Weggehen, über den Verlust sprechen, ist Wehmut in ihren Gesichtern, Trauer, manchmal sind Tränen in ihren Augen. Doch da sind auch zärtliches Lächeln, Freude, wenn sie sich erinnern, wie sie ihre Liebsten kennenlernten, oder wenn sie von besonders schönen Momenten erzählen. Zwei von ihnen sind zum ersten Mal hier.

Jacqueline Bollhalder ist Seelsorgerin und mit Friederike Herbrechtsmeier Leiterin des Treffs. Sie ermutigt die Anwesenden, ihre Geschichten zu erzählen. Aber: «Wer will, kann auch nur zuhören.» Und sie sagt, dass niemand bewertet werden soll. «Trauer», sagt sie noch, «ist zeitlich nicht begrenzt und an keinem Tag gleich.» Und während an diesem Oktoberabend die Nacht einbricht, beginnen diese Menschen von ihren Liebsten zu erzählen. Davon, was bleibt, wenn man übrigbleibt.

Viktor ist 95 Jahre alt, er spricht als erster. Seine Frau ist vor vier Jahren gestorben.

«Es war 1953, als ich meine Frau kennenlernte. Sie führte einen Schuhladen in St. Gallen und wohnte in Gossau. Ich war ein fanatischer Skifahrer des Skiclubs Gossau. Und da kam – zu meinem grossen Glück – eines Tages dieses Frölein in den Club und fuhr mit uns mit. Über jeden «Hoger» ist sie gefahren, ist «umgepürzlet», lachend wieder aufgestanden, hat den Schnee abgeklopft und ist weitergefahren. Und wieder umgefallen. Wir haben uns krummgelacht. Sie war zäh und hatte einen wunderbaren Humor. Sie hat mir wahnsinnig gefallen. Und ich dachte, das wäre jetzt eine Frau für mich. Und da gab ich so «chli» den Gentleman. So sind wir zusammengekommen. Ich war 28 Jahre alt, also schon ein alter Lediger, und war froh, unter die Haube zu kommen. Sie war zwei Jahre älter. 1955 haben wir geheiratet. Wir bekamen zwei Kinder. Ich arbeitete als Geschäftsführer einer

Firma 60 bis 70 Stunden in der Woche und war 25 Jahre lang im Tennisclub Gossau Juniorentrainer. Ich war also oft weg. Meine Frau kümmerte sich liebevoll um unser Zuhause und die Kinder. Wir hatten eine unglaublich schöne Zeit. Nun ist mein Sohn bereits pensioniert, meine Tochter ist auch schon mehr als 60 Jahre alt. Und ich, ich bin mit meinen 95 Jahren überall immer der Älteste. Wenn ich am Morgen aufstehe und mir nichts wehtut, sag ich mir, das wird ein toller Tag. Und momentan tut mir nichts weh. Aber ich mache auch viel dafür. Ich turne jeden Tag eine Stunde und gehe spazieren. Und ich muss bei mir Zuhause immer sieben Treppen steigen. Seit 1957 wohne ich in dieser Wohnung. Und jetzt will ich einfach noch die fünf Jahre leben und die 100 erreichen. Ich hatte meine Frau sechs Jahre gepflegt. Anfangs konnte sie trotz der gebrochenen Wirbel noch laufen. Dann wurde es immer schlimmer. Beim Spaziergang sass sie auf dem Rollator und ich schob sie. Wenn Leute kamen, sagte sie jeweils: «Lass mich runter, ich will selber laufen!» (lacht). Wir hatten noch eine intensive und schöne Zeit. Aber dann konnte sie nicht mehr Treppen steigen. Wir bekamen von der Spitex Unterstützung, und die meinten dann, ich soll ein Spitalbett besorgen, die Pflege sei dann einfacher. Das habe ich gemacht und mir überhaupt nichts Schlechtes dabei gedacht. Doch für meine Frau war dieses Spitalbett sehr schlimm, sie hat es so empfunden, als sei das das Ende und ich wolle sie nicht mehr. Sie hat die letzten beiden Wochen fast gar nicht mehr mit mir gesprochen. Das hat mich «schampar möge», und als sie gestorben ist, habe ich mir schlimme Vorwürfe gemacht, wegen diesem Bett. Ich bin fast verzweifelt. Warum hatte ich ihr das angetan? Am liebsten wäre ich auch gegangen. Doch dann bin ich hierhergekommen, zu Jacqueline und Friederike, sie haben mir zurück ins Leben geholfen. Heute bin ich völlig zufrieden. Ich bin ein alter Klaus, aber ich lebe noch gerne. Es ist auch spannend, die Geschichten der anderen zu hören. Und vor allem, mit den anderen zu witzeln und einander zu necken, gell Maria.»

Sofort geht Gelächter und gegenseitiges Gefrotzel los zwischen Viktor und Maria B. Die beiden haben sich im Trauercafé kennengelernt und sind Freunde geworden. Immer dienstags treffen sie sich zusammen mit Marianne, Maria G. und Anna zum Mittagessen im Friedegg-Treff. Sie sagen, sie alle würden sich gegenseitig schätzen und sehr mögen.

Dann: Fidelis sitzt links neben mir. Er will nicht sagen, wie alt er ist.

«Ich bin nicht persönlich betroffen. Ich bin das erste Mal hier und will vor allem zuhören und herausfinden, was hier geredet wird. Und ob ich wiederkommen will. Ich bin in keiner Partnerschaft. Ich hatte auch noch nie eine Partnerin. Davon bin ich verschont geblieben (lacht). Das war kein bewusster Entscheid, kein Vorsatz. Ich dachte, wenn es sein muss, dann ergibt es sich von allein, und wenn es sich nicht ergibt, muss es nicht sein. Ich habe es so genommen, wie es gekommen ist. Das hat für mich völlig gestimmt. Aber zum Thema Verlust habe ich schon auch eine Meinung. Ich beschäftige mich sehr mit dem Sein, mit dem Inneren und dem, was man von aussen wahrnimmt und wie man wahrgenommen wird. Und ich denke, etwas verlieren kann man ja nur, wenn man davon Besitz ergriffen hat. Wenn man keinen Besitz ergriffen hat von jemandem, kann man auch nichts verlieren. So gesehen geht es mir gut.»

Maria B. ist 79 Jahre alt. Ihr Mann starb vor eineinhalb Jahren.

«Ich darf das gar nicht sagen, ich habe meinen Mann an der Fasnacht kennengelernt. (Gelächter im Kreis.) Ich war mit meiner Cousine da. Aber ich trug keine Larve, ich wollte sehen, was ich «verwünsche». Es hatte einen Haufen Leute und natürlich keinen Platz mehr. An einem Tisch sassen vier Österreicher. Einer sagte, wenn ihr tanzen wollt mit uns, setzt euch hin, ich bringe euch etwas zu trinken. Er brachte Wein, ich sagte, ich will keinen Wein. Er meinte, jetzt wird gesoffen, und sonst könnt ihr gehen. Ich dachte, Gopf, das ist ein «rucher Cheib» (lacht). Wir sind geblieben, haben getanzt, und so hat das angefangen. 1968 haben wir geheiratet, wir haben einen Sohn bekommen. Wir hatten eine sehr schöne Zeit zusammen. Mein Mann war Reisecarfahrer. Mit ihm war ich in ganz Europa unterwegs. Er wollte immer, dass ich mitkomme. Ich habe für die Fahrgäste Kaffee gekocht und in einem Kocher Würstchen heiss gemacht und serviert. So waren wir elf Jahre lang zusammen in Europa unterwegs. Mein Sohn war bereits erwachsen. Als mein Mann pensioniert war, sagte er: «Komm, wir fahren in die Ferien.» Ich sagte: «Oh nein, bitte nicht schon wieder verreisen.» Ich war so oft in den Ferien, so viel unterwegs, ich mag keine Koffer mehr packen. Ich bleibe am liebsten daheim. Jetzt, da er fort ist, ist es am Abend manchmal langweilig, weil da keiner mehr ist, mit dem man «schwätzen» kann. Er fehlt mir schon sehr.»

Marianne ist 81 Jahre alt und beginnt zu erzählen.

«Ich bin Rheintalerin, von Widnau. Ich war mit meiner Schwester und einer Kollegin an der Chilbi. Es ist aber nichts gelaufen, also gingen wir an einen Kiosk, etwas «chrömlen». Ein Auto mit drei Männern hielt, und die fragten, ob wir wissen, wo hier was los sei. Wir fuhren dann alle zusammen los ins nächste Dorf. Doch um auf den Hügel raufzukommen, mussten wir den alten «Chlapf», der meinem späteren Mann gehörte, schieben, sonst wären wir nicht hochgekommen. Zu mir sagte er: «Du musst nicht schieben, die Kleine mit der Sonnenbrille darf sitzen bleiben.» Und so ging das weiter mit uns. Das war 1960. Geheiratet haben wir 1966, wir bekamen einen Sohn und eine Tochter. Die goldene Hochzeit durften wir noch feiern. Nachher ist er leider gestorben. Er war ein so toller Mann. Ein lieber Mann. Er hat 30 Jahre Tanzmusik gemacht. Er musste praktisch jedes Wochenende irgendwo spielen und wollte mich immer mitnehmen. Als er mit Tanzmusik aufgehört hatte, spielte er mit dem Schwyzerörgeli an «Stubeten». Und jedes Mal, wenn

wir nach Hause kamen nach seinen Auftritten, sagte er: «Du warst wieder die Schönste von allen.» Und er sagte auch immer, dass keine andere Frau mich ersetzen könnte. Es war so schön mit ihm. Wir haben immer zusammengehalten. Auch nach unserem schweren Schicksalsschlag, als unser Sohn mit 22 Jahren gestorben ist. Hätte ich meinen Mann nicht gehabt, ich weiss nicht, wie es weitergegangen wäre. Ich vermisse beide sehr. Der Tod meines Mannes ist jetzt schon ein paar Jahre her. Zwar vermisse ich ihn, aber es geht mir grundsätzlich wieder sehr gut. Ich mag mein Leben jetzt auch. Morgen gehen Maria, Anna und ich ins Theater.»

Marta ist 83 Jahre alt. Ihr Mann starb vor drei Monaten.

«1957 sah ich ihn zum ersten Mal. Er war Elektriker und musste bei unseren Nachbarn etwas flicken. Wir haben zusammen gesprochen, er war mir sympathisch von Anfang an. Eines Tages kam er zu uns nach Hause und lud mich zu einem Theaterstück ein, bei dem er die Hauptrolle spielte. Es hiess «Der Millionär im Dachstübli». Meine Mutter sagte: «Ja, dann soll sie halt gehen», hat aber meine Brüder mitgeschickt. (Alle lachen.) Aber dort ist es losgegangen mit uns, dort hat diese Liebe angefangen mit uns und nicht mehr geendet, bis er jetzt eben gestorben ist. Wir haben 1960 geheiratet. Mein Mann hatte ein Elektrofachgeschäft. Er sagte: «Du machst den Laden, das kannst du.» Ich hatte aber überhaupt keine Ahnung von diesen Dingen. Bevor ich diesen Laden führte, hatte ich immer ein bisschen Angst vor fremden Leuten, ich hatte nicht so viel Selbstvertrauen. Aber mein Mann machte mir Mut. Er hat mir einfach vertraut. Das sind schon so Erinnerungen, die mich trösten. Und jetzt muss ich schauen, wie ich alleine weiterlebe. Häufig denke ich, das muss ich ihm noch erzählen, oder das müssen wir noch machen. Aber er ist nicht mehr da, das fällt alles weg. Aber, ich staune selber, wie gerne ich allein in der Stube sitze und einfach dankbar bin, dass es uns so lange so gut gegangen ist. Ich frage mich manchmal selbst, bist du denn überhaupt nicht traurig? Aber es war so schön mit ihm, und er ist 90 geworden, ich gönne ihm, dass er sterben durfte. Und ich hoffe, dass ich ihn irgendwo dereinst wieder treffe. Man weiss es ja nicht, aber ich habe das Gefühl, irgendwo geht irgendwas weiter. Und darauf freue ich mich jetzt. Wenn man den Partner verloren hat, hängt man nicht mehr so am Leben. (Die anderen Teilnehmer nicken.) Ich habe gar nie das Gefühl, ich sei verloren. Ich habe das Gefühl, er schaut immer noch zu mir. Ich hatte einfach den besten Mann.»

Marianne: «Nein, den besten Mann hatte ich!» Gelächter am Tisch. Dann Marta: «Dann hatte ich halt den Zweitbesten.»

Maria G. ist 76 Jahre alt. Ihr Mann ist vor eineinhalb Jahren zuhause gestorben.

«Ich bin in Vorarlberg aufgewachsen, mein Mann auch. «Er arbeitete bereits in der Schweiz und ich jeweils im Winter als Köchin bei einem Skilift.» Er kam rein, setzte sich in die Ecke und wirkte irgendwie traurig. Ich sagte: «Komm doch mal zu mir nach Hause, ich wohne gleich da unten.» Dann ist er gekommen und geblieben (schallendes Gelächter am Tisch). Das war Silvester 1967. Im November 1968 haben wir geheiratet. 53 Jahre waren wir zusammen. Ich zog in die Schweiz, habe

alles aufgegeben. Wir hatten viele Hobbys, mein Mann und ich, machten Velotouren nach Fribourg oder in den Vorarlberg, reisten zusammen, waren in Bangkok und fuhren danach durch den Norden Thailands, das war sehr interessant. Wir sind wandern gegangen und schauten Autorennen. Das mache ich immer noch gerne. Das Ende war schrecklich. Er hatte eine Kopfverletzung und ist gestorben. Polizei, Sanität, ein Arzt waren da, so viele Leute waren da. Sie legten ihn in ein weisses Tuch, und einer sagte nur: Wir nehmen ihn mit. Und plötzlich war ich allein. Ich war total schockiert und weinte nur noch. In der Aufbahnhalle gab ich ihm einen Bidon, eine Trinkflasche mit auf die Reise. Ich hänge noch an ihm. Und denke sehr viel an ihn. Ich sehe sein Fahrrad. Seine Schuhe. Und manchmal, da kann ich nicht schlafen. Weil er nicht mehr neben mir ist. Ich weiss, es ist übertrieben, nach so langer Zeit noch zu trauern. Aber es ist halt einfach so.»

Anna ist 76 Jahre alt. Ihr Lebenspartner starb vor zwei Jahren.

«Ich war Witfrau. 28 Jahre war ich mit meinem ersten Mann verheiratet, bevor er an Krebs starb. Wir hatten sehr schöne Jahre zusammen. Doch dann war ich allein mit meinen drei Buben. Ich ging oft mit meinem ältesten Sohn auf den Fussballplatz, damit ich nicht so allein war daheim. Anfangs dachte ich immer, wie seltsam es doch ist, dass 22 Menschen einem Ball hinterherrennen (Gelächter). Aber dann ging ich regelmässig an die Matches. Schlussendlich wurde ich richtig fussballfanatisch. So habe ich dann 1996 meinen Partner kennengelernt. Er war Juniorentrainer. Wir lebten 24 Jahre zusammen, unverheiratet. Ich wollte nicht mehr heiraten, und er auch nicht. Er war ledig und hatte gesagt: «Mach mir ja nie einen Heiratsantrag» (Gelächter). Für uns passte das tiptopp. Ich hatte nochmal Glück, auch mit ihm habe ich viele schöne Stunden und eine schöne Zeit verbringen dürfen, bis er starb. Fussball wurde unser grösstes Hobby. Selbst als er nicht mehr Trainer war, verbrachten wir viel Zeit auf Fussballplätzen oder sahen uns im Fernsehen Matches an. Da gabs nie Differenzen, dass einer von uns etwas anderes schauen wollte (lacht). Schwierig finde ich momentan die Weltlage. Man hört nur noch schlechte Sachen, nichts mehr Gutes. Ich frage mich schon auch, was müssen wir noch alles erleben. Da ist man dem allem alleine ausgesetzt. Darüber hätte ich mich gerne mit meinem Partner unterhalten.»

Helen ist 88 Jahre alt. Ihr Partner litt an Depressionen, vor drei Jahren hat er Suizid begonnen.

«Unser Anfang war sehr schön. Ich war geschieden nach 32 Jahren Ehe. In dieser Zeit wohnte meine Tochter mit ihrer Familie bei mir und ich schaute zu meiner Enkelin, damit meine Tochter ihre Ausbildung fertig machen konnte. Ich fand, es ist wichtig, dass eine Frau einen Beruf erlernt. Als sie danach auszog, wollte ich die Wohnung vermieten. Es kam ein Interessent, ein Jazzmusiker, der in einer Band spielte und noch etwas jünger war als ich. So habe ich meinen Mann kennengelernt. 33 Jahre haben wir harmoniert, ich bin ihm äusserst dankbar für jede Stunde, die er in meinem Leben war. Wenn die Partnerschaft schön gewesen ist, ist es besonders schwierig, allein zu sein. Ich fühle mich schon etwas einsam. Ich bin eigent-

lich von extrovertierter Natur, gehe gerne raus und treffe gerne Menschen. Doch das wird immer schwieriger, man wird älter, die Schulkameraden gehen alle weg, in den Himmel. Meine Kinder und die Grosskinder, die auch schon über 40 Jahre alt sind, leben ihr eigenes Leben, das anerkenne ich. Doch da ist das Umfeld, das sich immer mehr reduziert, Schulfreunde, die wegsterben, das zu erleben ist dann eben nicht einfach. Ich lebe jetzt ja allein, meine Wohnung ist sehr schön.»

Jacqueline Bollhalder fragt, ob es etwas gibt, das sie verändern, anders machen möchten. Alle schütteln den Kopf. Nein. «Wir sind glücklich zusammen», scherzt Viktor und zeigt auf «seine» Frauen. Jacqueline Bollhalder stellt den «Circle of friends» auf den Tisch, Kerzen im Kreis, eine für jeden Teilnehmer. Als die Dochte brennen, gedenken sie alle ihrer Liebsten. Und dann gibts Sandwiches und Getränke. Gelächter, Geplauder, der Lautstärkepegel im satten obersten Bereich. Alle haben sie sich was zu erzählen. Und wäre hier nicht Jacqueline Bollhalder die «Chefin», die irgendwann mal Feierabend macht und das Grüppchen rausbugsiert, ich denke, der Abend würde niemals mehr enden. Denn hier ist es nicht mehr still.

## Raum für Trauer

Einmal pro Monat treffen sich im Gossauer Friedegg-Treff Menschen, die einen Verlust durch Trennung oder Tod erlitten haben. Geleitet werden die Gesprächsrunden von den Seelsorgerinnen Jacqueline Bollhalder und Friederike Herbrechtsmeier. Infos: [jacqueline.bollhalder@seelsorgeeinheitgossau.ch](mailto:jacqueline.bollhalder@seelsorgeeinheitgossau.ch)







## Geschlecht und Gesellschaft

EIN PAAR, DAS PAARE BERÄT

**«Paare, die lange zusammenleben, kennen sich oft schlechter als Frischverliebte»** 42-44

WIE ÜBER SEX REDEN?

**«Erregung möchte ein Hindernis überwinden»** 45

KRIMINALISIERUNG VON TRANSIDENTITÄTEN

**Eine unerwünschte Ehe** 46-49

GEGEN RADIKALISIERUNG

**Wenn die Verunsicherung zuschlägt** 50-51

**Meldungen und Vermischtes** 52



EIN PAAR, DAS PAARE BERÄT

## «Paare, die lange zusammenleben, kennen sich oft schlechter als Frischverliebte»

Ein Paar, das Paare berät: Im Doppelinterview sprechen Sara und Peter Michalik über Mut und Zumutung im Paaralltag – und erklären, wieso man nicht immer nur reden muss.

Interview: Anna Pieger, Fotos: Valerie Knill

**ERNST:** *Sie beraten Paare – und sind selbst ein Paar. Im Vorgespräch haben Sie mir erzählt, dass Sie in grossen Schritten in Ihre gemeinsame Beziehung aufgebrochen sind. Da war das Kennenlernen in den Ferien, in Frankreich, am Frühstückstisch, danach sind Sie, Herr Michalik bald schon in die Schweiz gezogen. Es folgte die schnelle Hochzeit, das schnelle Zusammenziehen. Raten Sie Ihren Klientinnen und Klienten also zu Mut?*

**Peter Michalik:** In der Retrospektive finden wir, dass wir sehr mutig waren, ja. Für uns war es der richtige Weg, auf das Herz zu hören.

**Sara Michalik:** Ja, es war eine spannende Erfahrung für mich, dass alles, was ich mit dem Kopf im Voraus nicht lösen konnte, dann gegangen ist mit Vertrauen und der Haltung: «Jetzt gehen wir mal diesen Schritt und sehen dann weiter».

*Ist das ein Tipp, den Sie auch Ihren Klientinnen und Klienten geben würden: «Machen Sie mal – und beobachten Sie, wie es sich anfühlt?»*

**Sara Michalik:** Als Therapeutin gebe ich keine Tipps, nicht dieser Art jedenfalls, ich stelle eher Fragen. Aber ja: Viele Entscheidungen wie: «Kinder oder nicht?» versuchen wir mit dem Kopf zu lösen und das hat auch gute Gründe, ist aber nicht alles. Zu fragen: «Was sagt Ihr Gefühl?», ist oft Teil der Therapie.

**Peter Michalik:** In meiner Ausbildung als Paarberater hat ein Professor mal gesagt: «Das Wesentliche im Leben passiert halsabwärts.» In einer Beziehung geht es nicht um die Ratio. In einer Beziehung geht es um das Gefühl. Fühle ich mich geliebt, fühle ich mich verstanden...

**Sara Michalik:** und gesehen...

**Peter Michalik:** ...angenommen, wertgeschätzt. Das hat alles mit Gefühl zu tun – und nicht mit dem Verstand.

*Ich stelle mir es herausfordernd vor, drei Kinder, eine gemeinsame Praxis, Aufträge als Dozentin und Pflege von Sozialen Medien unter einen Hut zu bringen...*

**Peter Michalik:** Als die Kinder kamen, war schnell klar, dass wir uns die Aufgaben teilen: Fifty-fifty.

**Sara Michalik:** Alles braucht sein eigenes Zeitfenster: Paar-Sein, Eltern-Sein, Mutter-Sein, Zeit für mich, Arbeiten. Das empfehlen wir nicht nur den Leuten, die zu uns in die Praxis kommen, das leben wir auch selbst. Wir strukturieren unsere Paarzeit sehr klar. Das heisst wir machen immer Ende Jahr einen Visionstag, bei dem wir das Jahr anschauen und mindestens vier Wochenenden planen, an denen es nur um uns als Paar geht. Und möglichst ein Abend pro Woche ist fix Paarabend. Da geht es nicht immer darum, dass man etwas Grossartiges machen muss, sondern dass wir uns die Zeit als Paar nehmen: Einen Spaziergang machen, aus dem Haus gehen, etwas trinken gehen. Das haben wir von Anfang

an gemacht und da schauen wir recht gut darauf, denn es ist auch unsere Erfahrung: Wenn wir das nicht machen, dann merken wir das.

**Peter Michalik:** Das fühlt sich nicht gut an.

**Sara Michalik:** Ja, wir merken, dass dann eine Distanz zwischen uns entsteht und man nicht mehr so recht weiss: «Wo stehst du?». Meistens geht das aber schleichend, man verschiebt den Paartermin, setzt anderes als wichtiger und merkt gar nicht, wie man immer weiter auseinanderdriftet.

**Peter Michalik:** Der emotionale Austausch «Wer bin ich? Wer bist du?» wird oft verwechselt mit dem Austausch über die organisatorischen Dinge im Alltag. Das ist eine grosse Falle. Einige Paare verbringen zwar viel Zeit miteinander und unterhalten sich viel über Organisatorisches, doch der Mann und die Frau und das Paarsein bleiben auf der Strecke. Diese Doppelrolle die man als Eltern hat, führt oft dazu, dass das Elternpaar gut organisiert ist, ein gutes Team ist, aber das Paar als Mann und Frau leidet.

*Muss man diesen Austausch planen?*

**Sara Michalik:** Unbedingt. Man muss das planen, weil sich das nicht spontan entwickelt. Unter der Woche ist man zu müde oder es kommt etwas dazwischen. Man muss sich das manchmal richtig erkämpfen.

**Peter Michalik:** Es geht dabei gar nicht immer um die ganz grossen tiefschürfenden Gespräche. Oft geht es einfach darum mitzuteilen: «Wie geht es mir heute?». «Wie geht es dir?» ist die falsche Frage. «Wie geht es mir?» ist die viel wichtigere Frage. Es gibt so eine romantische Vorstellung, dass müsse alles spontan passieren. Aber das ist noch nicht einmal bei frisch Verliebten der Fall. Man muss sich klarmachen, dass bei Paaren, die zusammenwohnen, die Wahrscheinlichkeit, dass beide dasselbe wollen, nicht müde sind, nichts zu erledigen haben, sich nicht um die Kinder kümmern müssen und so weiter, bei null liegt.

**Sara Michalik:** Und Paarzeit muss nicht heissen, dass immer geredet und dabei ein emotionaler Wetterbericht gemacht wird, es kann auch heissen, gemeinsam etwas zu unternehmen, in den Ausgang zu gehen, miteinander in Verbindung etwas Neues zu erleben. Oft kenne ich meinen Partner gar nicht so gut, wie ich denke.

**Peter Michalik:** Studien zum Thema zeigen, dass Paare, die lange zusammenleben, sich weniger gut kennen als Paare, die kürzer zusammen sind.

**Sara Michalik:** Man hat dann oft den Eindruck, man wisse so viel voneinander. Man weiss sicher viel, aber man läuft auch Gefahr nicht mehr nachzufragen, sich nicht mehr upzudaten. Zum Planen von Paarzeit gehört auch die Vorfreude auf die gemeinsame Zeit, sich schönzumachen für den Partner oder die Partnerin. Ich mache mich auch gerne schön für meinen Mann. Es geht darum, für sich

das Feuer am Laufen zu halten. Wenn das verschwindet, oder ich das nur mit Fremden erlebe, dann erfahre ich nur noch mit Fremden Dinge, die mir guttun, und nicht mehr beim eigenen Partner. Das ist heikel.

*Viele Menschen haben den Eindruck, man müsse sich entscheiden zwischen Leidenschaft und Nestwärme. Beides zusammen könne es längerfristig nicht geben. Stimmt das?*

**Peter Michalik:** Da sagen wir ganz klar «Nein».

**Sara Michalik:** Und das aus der eigenen Erfahrung. Ich kann mir gut vorstellen, dass man das so denken kann und es sich so einspielen kann, aber das Eine muss das Andere nicht ausschliessen. Das sehr Vertraute, die Nestwärme, das Sichere muss das Erleben von Leidenschaft, von Gesehenwerden nicht ausschliessen. Mir als Frau ist es wichtig, dass ich spüre, dass mein Mann mich attraktiv findet, und das kann er mir mit kleinen Sachen zeigen: mit einem bewundernden Blick, mit Worten, mit einem kleinen Signal.

**Peter Michalik:** Die Beziehung ist einer der wichtigsten Aspekte im Leben. Man kommt an einer Beziehung nicht vorbei, und wenn es nur die zu den eigenen Eltern ist. Aber wir lernen nirgends, wie es funktioniert, denn Beziehungen sind kein Schulfach. Die Vorstellung ist: Man verliebt sich und das reicht. Aber das reicht eben nicht, das zeigt die stabil hohe Scheidungsrate von rund 16 000 Scheidungen pro Jahr in der Schweiz. Der wichtigste Aspekt ist meines Erachtens, dass man sich immer wieder bewusst für die Beziehung entscheidet. Es geht darum, sich immer wieder bewusst zu entscheiden: JETZT bin ich in Beziehung, einen Augenblick lang ganz bewusst in Kontakt mit meiner Partnerin. Dieses bewusste Zueinander-Hinwenden (zeigt es gerade vor, indem er sich seiner Frau zuwendet, beide schauen sich in die Augen, schauen und lächeln sich an), ist die Tankstelle jeder Beziehung.

... Man muss diesen Switch machen, weg vom Manager- und Elternpaar, weg vom Alltagsstress und so weiter hin zum Paar. Wenn man das immer wieder bewusst macht – das können manchmal ganz kurze Augenblicke sein, wenige Sekunden – bewegt das extrem viel. John Gottmann, der berühmte amerikanische Paarforscher, hat das auf eine ganz einfache Formel gebracht: «Umarmen Sie sich dreimal am Tag für sechs Sekunden und küssen Sie sich viermal am Tag für sechs Sekunden und Ihre Beziehung wird sich verändern.» Um sich sechs Sekunden zu umarmen oder zu küssen und das immer noch oberflächlich zu machen, muss man sich echt anstrengen (lacht).

*Ist das Thema Sex in Ihrer Paarberatungspraxis eigentlich das Thema Nummer eins?*

**Peter Michalik:** Das häufigste Anliegen, mit dem die Paare kommen, ist Kommunikation. Doch eigentlich stehen die Paare oft vor dem Problem, dass das Emotionale, und dazu gehört auch der Sex, zu kurz kommt. Die Probleme in der Kommunikation sind nur die Spitze des Eisbergs.

Wenn man ausschliesslich Kommunikationstraining macht, führt das nicht zu nachhaltigen Verbesserungen, die emotionalen Bedürfnisse und die Bindung als Paar sind hingegen zentral.

*Ist das Fehlen von Sexualität in langjährigen Beziehungen oft ein Problem?*

**Peter Michalik:** Interessanterweise sind es bei den Paaren, die zu mir in die Praxis kommen, eher die Männer, die sagen, dass sie keinen Sex mehr wollen und dass er ihnen nicht wichtig sei.

*Woran könnte das liegen?*

**Peter Michalik:** Wenn die körperliche Ebene seit Jahren gestört ist und man sehr lange keinen Sex mehr hatte, ist die Anfangshürde sehr hoch und die Gefahr, abgewiesen zu werden, gross. Dieses Risiko wollen viele Männer nicht eingehen, da sie dann gekränkt wären. Wenn die Partnerin eher dominant ist, kann es auch um eine Verbindung von Sex und Macht gehen: «Ich gebe meiner Partnerin alles, aber das nicht.»

*Und die Frage zum Schluss: Wann macht es Sinn, sich zu trennen?*

**Peter Michalik:** Unser Klient in der Praxis ist immer die Beziehung, nicht das Paar. Wenn ein Paar hierher kommt, frage ich mich immer: Was braucht diese Beziehung? Und manchmal ist es besser, sich zu trennen. Ich kann als Paarberater natürlich nicht sagen: «Trennt euch!» Meine Aufgabe ist es, diese Frage in den Raum zu bringen: «Wollt ihr überhaupt noch zusammenbleiben?»

**Sara Michalik:** So haben Paare die Chance, sich bewusst für die Beziehung zu entscheiden, auch wenn noch nicht sicher ist, ob der gemeinsame Weg gelingen wird. Das kann eine Weggabelung sein, auch wenn dann noch nicht alles wieder gut ist und Sexualität noch nicht gelebt wird. Aber wenn ich mich darauf verlassen kann, dass der Andere den Weg mit mir gehen will, dann kann sich etwas verändern.

**Sara Michalik**, 47 Jahre alt, Psychotherapeutin mit Schwerpunkt Kinder, Jugend, Familie und Paare, Dozentin und Mutter der drei gemeinsamen Kinder, und **Peter Michalik**, 54 Jahre alt, Paar-, Ehe- und Familienberater. Zusammen leiten sie seit zehn Jahren eine Praxis für Psychotherapie und Paarberatung in Aarau. Ausserdem ist Peter Michalik bei der röm.-kath. Landeskirche Aargau zuständig für den Bereich Paar-, Ehe- und Familien-Vielfalt und Mitglied in der IG PEF-Pastoral Deutschschweiz.  
Mehr Infos: [praxis-michalik.ch](http://praxis-michalik.ch)

WIE ÜBER SEX REDEN?

## «Erregung möchte ein Hindernis überwinden»

Paartherapeutin Iris Hufnagel erklärt das Bedürfnis, eine Sprache für Sex zu finden. Und was dabei helfen kann.

Interview: Ivo Knill

**ERNST:** *Als Supervisorin, Sexual- und Paartherapeutin berätst du Paare direkt, aber auch Menschen, die Menschen beraten. In Seminaren vermittelst du Ärztinnen, Ärzten, Therapeutinnen und Therapeuten Wissen zum Thema Sex. Wie würdest du deine Arbeit beschreiben?*

Iris Hufnagel: Meine Arbeit ist das Konkrete. Ich mache Paaren Mut, über Sex zu sprechen, Erregendes und Hemmendes auszusprechen. Auch in den Seminaren mit Ärztinnen, Ärzten, Therapeutinnen und Therapeuten geht es darum, konkrete Formulierungen zu finden. Manchmal hilft die Formel «ABS» in der Anamnese: «A», wie und was arbeiten Sie? «B», was für eine Beziehung leben Sie? Und «S», wie befriedigend erleben Sie aktuell Ihr sexuelles Leben? Und über Letzteres zu sprechen ist anspruchsvoll. Denn dazu müssen auch die Therapeuten, die Profis, eine Sprache finden für Sexualität. Es gilt zwischen Therapeutin und Patient eine Sprache, eine Sprechweise zu finden.

**Es geht also darum, Worte für das Begehren zu finden?**

So kann es anfangen. Und es kann dazu führen, dass Menschen ihr eigenes sexuelles Profil entwickeln und es sich selbst und im Paar dem anderen bewusst machen. Ich kann versuchen, meine sexuelle Biografie anhand einer Zeitleiste zu beschreiben. Während einer Sitzung kann man dies als Paar versuchen oder jeder für sich allein. Und auch wenn wir es als Paar versuchen, ist gegenseitige Übereinstimmung nicht das Ziel, sondern eher: die Differenz deutlich zu machen, das, was den Unterschied macht. Dieser Unterschied kann ein Potenzial und eine Ressource werden. So lerne ich Neues über dich und mich. Neugierde kann entstehen, wo vorher unbesprochene Sehnsüchte waren. Und vielleicht wird daraus wieder ein Machen, aus dem Besorgen ein gemeinsames Sorgetragen für die Entwicklung der Beziehung und unseres sexuellen Lebens.

**Gibt es einen Schlüssel, eine Anleitung für Paare?**

Es gibt Angebote wie Tantra, Kamasutra und mehr. Seminare bieten sich an. Das kann helfen. Aber letztlich geht es darum: Ich muss Vertrauen zu meinem Partner aufbauen und, noch schwieriger, ich muss bereit sein, mich zuzumuten. Es ist ein Risiko, über das Sexuelle zu sprechen. Man kann sich entblößen dabei. Man zeigt sich nackt. Aber das kann auch Neugierde, Reibung und Erregung wecken. Die Erregung möchte ein Hindernis überwinden. Neuland betreten und damit über uns hinauswachsen. Und es regt sich was.

**Und wenn das Risiko zu gross scheint? Wenn der Frust zu sehr drängt?**

Manchmal ist es wichtig, sich Unterstützung zu holen, einen Dritten im Gespräch, der einen Rahmen gibt und Sicherheit vermittelt und neue Sichtweisen eröffnen

kann. Vielleicht können wir uns diesem Dritten anvertrauen und gewinnen neuen Raum. Aber manchmal ist der Dritte oder das Dritte auch nicht der hilfreiche Therapeut ...

**Sondern?**

Nicht selten ist es eine Aussenbeziehung, die das Fremde in die Beziehung hineinträgt. Neben der Verletzung und dem Schmerz kann die Aussenbeziehung ein Schlaglicht auf das Ungelebte, Ungeteilte, Ungesagte, Unmögliche werfen. Die Frage könnte sein: Gelingt es uns, in die Auseinandersetzung zu kommen über dich und mich?

**Wohin kann das Gespräch über Sex uns führen?**

Es ist schön, wenn es gelingt, Bedürfnisse, Sehnsüchte und Wünsche auszusprechen ohne Anspruch auf Erfüllung. Und das ist dann wohl auch der Wegweiser, um sich auf die Reise zu begeben in unbekanntes, ungewohntes Land. Es gibt viel zu riskieren – und vieles zu entdecken.



**Iris Hufnagel** ist diplomierte Sozialpädagogin, Supervisorin, Sexual- und Paartherapeutin und lebt in Frankfurt.

Lesetipp: Ulrich Clement. Think Love. Das indiskrete Fragebuch. Rogner & Bernhard, Berlin 2015, ISBN 978-3-95403-093-4.  
Guter Sex trotz Liebe. Wege aus der verkehrsberuhigten Zone. Ullstein, Berlin 2008, ISBN 978-3-548-37221-1.

## Eine unerwünschte Ehe

Tänzer, Varieté-Künstler, Kneipenwirt: Rudolf Müller lebte als Frau, lebte als Mann und war verheiratet. Dann kamen die Nationalsozialisten. Eine Spurensuche.

Von Frank Keil

Wo war ich stehengeblieben, wo hatte ich beim letzten Mal meine Recherche unterbrochen? Mit dem Blick in eine schmale Akte von Rudolf Müller, zwei Seiten nur, brüchiges Papier, gelblich geworden im Laufe der Zeit. Darauf gestossen, als ich im Staatsarchiv der Stadt nach den vagen Anfängen einer allgemeinen Beschäftigung mit Transsexualität recherchierte, woraufhin mir 24 Stunden später die Archivalien der Eheschliessung eines Rudolf Müller mit einer Frau Elisabeth Auguste Helene Anna, geborene Raak, ausgehändigt wurden. Verfasst von der Hamburger Polizeibehörde am 28. März 1939, Abteilung VII, also der Melde- und Passpolizei, unterzeichnet von «Helm, Polizeioberinspektor».

Zwei Sätze waren mir aufgefallen und hatten mich nicht losgelassen, nämlich: «Der Genannte ist hier als Transvestit bekannt.» Und auf der Rückseite die später notierte und abschliessende Anmerkung: «Ein Verstoss gegen das Ehegesundheitsgesetz ist nicht erfolgt, wenn auch derartige Ehen unerwünscht sind.» Dazu der Hinweis, dass dieser Vorgang Rudolf Müllers Polizeiakte mit der Kennung 2203/27, also vermutlich 1927 angelegt, hinzugefügt worden sei. Als sein Beruf wird «Schankwirt» angegeben, sein Lokal in der Davidstrasse mit der Hausnummer 16 gelegen, nicht weit entfernt von der bekannten Polizeiwache auf St. Pauli, nicht weit entfernt von der Reeperbahn: Es lag genau an der Ecke zum Eingang in die Herbertstrasse, neben der Reeperbahn und der Grossen Freiheit heute wohl St. Paulis berühmteste Strasse.

Und nun schaue ich auf ein Foto von Rudolf Müller, Wochen später, anderes ist passiert, ich war unterwegs, war in Berlin, ich war in Wien, jeweils mit weiteren Rechercheprojekten beschäftigt, ich kann mich rettungslos in diesen Vorhaben verlieren. Doch nun sitze ich wieder in meinem Büro, an meinem Glasschreibtisch, ich geniesse den weiten Blick südwärts bis zu den Hafenkranen. Und Rudolf Müller schaut mich an, ich schaue auf sein onduliertes Haar, den Seitenscheitel, die sorgsam gezupften Augenbrauen, die Perlohringe, die er trägt; freundlich schaut er, eine Doppelaufnahme: rechts mit Hut, links ohne Hut, ein Fuchspelz jeweils keck um die Schultern gelegt, eine weisse Bluse schimmert unter dem Kragen des Mantels hervor, das Bild aufgeklebt auf einen DIN-A4-Bogen. Und während ich weiter-

blättere, Kopien, Auszüge, Abschriften einer zweiten, weit umfanglicheren Akte betrachte, seine Strafakte, murmele ich halblaut «Rudolf Müller, wer warst du?», auch wenn ich schon eine ganze Menge über ihn weiss, also zu wissen meine.

Dass er am 29. März 1899 geboren wurde, etwa. Und zwar in Thallichtenberg, einer Gemeinde des Landkreises Kusel in Rheinland-Pfalz, die nächst grössere Stadt ist Kaiserslautern, dessen Fussballverein mal ganz weit oben stand. Sein Vater Jakob Müller, zunächst Schneider von Beruf, dann Gastwirt, den die Polizei immer wieder anschreiben wird, wenn sein Sohn gesucht wird, wenn ein Haftbefehl ausgestellt ist, wenn er in Kürze wieder vor Gericht steht. Seine Mutter Katharina, früh verstorben an Tuberkulose, da ist ihr Sohn noch keine neun Jahre alt. Einen älteren Bruder gibt es, sein Vorname ist gleichfalls Jakob, eine Stiefschwester namens Elisabeth ist in den Unterlagen notiert, der Vater hat schnell wieder geheiratet. «Ich mochte nicht an den Spielen der Jungen teilnehmen, ich spielte am liebsten mit gleichaltrigen Mädchen», wird Müller über seine Kindheit schreiben, viel später; seine Mutter habe ihn sich als Tochter gewünscht, sei allgemein gemutmasst worden, wird er erwähnen, und dass es ihn tatsächlich schon früh zu Frauenkleidern hingezogen habe, gerne habe er etwa die Kleider seiner Kusine getragen, aber nur im Garten.

Seine Grossmutter und seine Tante nahmen sich seiner immer wieder an, auch als er später entdeckt, dass er sich zu Männern hingezogen fühlt, gern Männer Ende dreissig, knapp Anfang vierzig: «Beispielsweise verehrte ich meinen Lehrer so sehr, dass ich ihm oft Rosen aufs Pult legte, bis er es mir verboten hat.» Das schreibt er in seiner Zelle im Gefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel, in dem er ab Juli 1940 einsitzen muss, es sind dreizehn handschriftlich eng beschriebene Seiten, die Auskunft über sein Leben zu geben versuchen. Zuvor im Namen des deutschen Volkes verurteilt zu zwei Jahren und vier Monaten Haft, in einem Schnellverfahren, wegen widernatürlicher Unzucht nach Paragraph 175 in Tateinheit mit Kuppelei und schwerer Kuppelei. «Dies Haus muss ein Ort des Schreckens werden», hatte der im Frühjahr 1933 von den Nationalsozialisten neu eingesetzte Gefängnisdirektor bei seiner Antrittsrede verkündet, und das wurde es.

Doch noch ist es nicht so weit, noch weiss ich das alles nicht, weiss nicht, dass Müllers Lebensweg kurz, aber für ihn prägend den Lebensweg von Magnus Hirschfeld kreuzen wird, dem heute wie damals bekannten Sexualwissenschaftler und Reformers, noch während des Ersten Weltkrieges begegnet er ihm, Hirschfeld ist damals Sanitätsarzt in Berlin, Müllers Tante Lotte wohnt in der Stadt: «Später erfuhr ich durch meine Tante (da war ich 16 Jahre alt), dass der Arzt damals schon gesagt hätte, ich sei ein vollkommen femininer Homosexueller Transvestit.» Er schreibt: «Bei Hirschfeld lernte ich dann auch bei einem Nachmittagstee meinen ersten Freund kennen, 1 Oberleutnant, er ist 1917 gefallen.»

Müller meldet sich seinerseits beim Militär, beim Heimat-Bezirkskommando Saarbrücken: «Ich hatte noch Hoffnung das durch den Militärdienst meine Veranlagung zu unterdrücken sei», schreibt er. «Aber selbst in der Kaserne wo ich mit 40 Mann auf einem Saal schlief, kam ich nicht zur Ruhe», lese ich; lese, wie er einen Urlaub nutzt, um erneut nach Berlin zu fahren, das wird ihm als Fahnenflucht ausgelegt, er kommt vor das Kriegsgericht; Hirschfeld vermittelt ihm einen Gutachter, er wird daraufhin freigesprochen: «In meinem Wehrpass war folgendes eingetragen: Für alle militärischen Zwecke in Friedenszeiten wie in Mobilmachungszeiten wegen allzu grosser Femininer Eigenschaften nicht zu verwenden», schreibt Müller, ich blättere zurück zu den eingeklebten Fotos, höchstwahrscheinlich Fotografien, die er für einen so genannten Transvestitenschein benötigte, den die Behörden, und zwar die Polizeibehörden, auf Antrag erteilten, an einen wie Rudolf Müller. Der bald nach dem Kriegsende, nach der Abdankung des Kaisers, nach der Ausrufung der Republik als Tänzer, als Artist, als Varieté-Künstler, auch als Damen-Imitator in Berlin auftreten sollte, auch auf dem Oktoberfest in München sei er anzutreffen gewesen, auf der Dresdner Vogelweide, beim Hamburger Dom, stets sei er als Frau gekleidet gewesen. Und das mit dem dafür nötigen Schein hat folgenden Hintergrund: Ab der Wende zum 20. Jahrhundert, als das Flanieren durch die von Gründerzeitbauten gesäumten Boulevards fester Bestandteil besonders des bürgerlichen Milieus

### «Rudolf Müller, wer warst du?»

werden sollte, als man Litfasssäulen aufstellte, als man in Strassenbahnen stieg und in Kaffeehäusern sass und schaute und sich anschauen liess, zeigten sich Männer zuweilen in Frauenkleidern und Frauen in Männerkleidern.

Nur Einzelne waren es, wenige, nicht viele, aber es gab sie, und die Obrigkeit hatte für sich ein Problem: Es war nicht verboten, die Kleider des anderen Geschlechts zu tragen, ein entsprechender Paragraph war nicht aufzufinden, in keinem Gesetzeswerk jener Zeit war er notiert. Und doch konnte es nicht sein, dass der Polizist, der Schutzmann an der Ecke keine Handhabe haben sollte, wenn es irgendwo auf der Strasse oder in einem Kaufhaus zu einem Auflauf kam, zu einem Tumult sogar, weil vielleicht die Perücke verrutscht war oder einem Passanten die für eine Frau ungewohnt kräftigen Handgelenke oder Waden aufgefallen waren oder Bartwuchs schimmerte. «Erregung öffentlichen Ärgernisses» nach Paragraph 183 des Reichsstrafgesetzbuches war nun der eingeführte Grund, um polizeilich einzuschreiten, und die Menge teilte sich, beruhigte sich, denn der Betroffene wurde abgeführt. Es sei denn, man konnte ein Dokument vorweisen, nach dem es einem behördlicherseits

erlaubt war, etwa als Mann im Rock zu gehen, in Strumpfhosen, dazu hochhackige Schuhe, beispielsweise. Nachgewiesen sind Transvestitenscheine vor allem für das grossstädtische Berlin, aber auch für Hamburg und für München und für Köln. «Alle Transvestiten, die ich damals bei Hirschfeld kennenlernte, hatten einen Ausweis vom Polizei-Präsidium», schreibt Rudolf Müller in seinem Lebensbericht in seiner Zelle.

Er war im Februar 1940 in eine Razzia geraten, wie es sie damals auf St. Pauli gab. Man hält ihn fest, bald finden sich Zeugen, die gegen ihn aussagen, eine Nachbarin, dazu die Wirtschafterin seines Lokals: Er habe seit Längerem ein Verhältnis zu einem seiner Mitarbeiter, einem gleichfalls unter polizeilicher Bewachung stehenden Homosexuellen, auch nach der Heirat Müllers habe sich das nicht geändert, im Gegenteil. Im Mittelpunkt des nun folgenden Schnellverfahrens die Aussage von Müllers Frau Elisabeth, ein unheilvolles Protokoll, detailliert wird jede einzelne sexuelle Hand-

lung in der Nacht zu dritt wiedergegeben, es ist, als ob ich einen Porno lese, abgetippt auf drei Seiten, die Elisabeth Müller am Ende unterschreibt, nachdem sie bei der ersten polizeilichen Befragung alles strikt abgestritten hatte, jeden Vorwurf, jede Beschuldigung hatte sie zurückgewiesen, sie habe sich so geschämt, aber nun wolle sie die Wahrheit sagen, gibt sie einleitend zu Protokoll. Auch Müller selbst bekennt sich schuldig, er nimmt alles auf sich, seine Frau habe seine Veranlagung gekannt, habe davon gewusst, er habe befürchtet, dieser andere Mann würde ihn wegen Homosexualität anzeigen, deswegen habe er sich auf alles eingelassen, auf diese Sache zu dritt, und er habe keinen anderen Ausweg gesehen, am 17. Juli 1940 erfolgt das Urteil, Müller sitzt da längst in Untersuchungshaft. Er wird aus dem Polizeigefängnis Hütten überstellt nach Fuhlsbüttel, wenige Wochen später beantragt er seine Kastration, von sich aus. Sein Fall wird nun an das Zentrallazarett der Untersuchungsgefängnisse weitergereicht.

Ein Arzt, ein Dr. Schwartz, ein Physikus ausser Dienst, beauftragt vom Hauptgesundheitsamt, notiert in seinem Gutachten auf magentafarbenem Papier: Müllers Gesichtsbildung sei weibisch, seine Haut weich, seine Muskulatur schlaff. Er habe ein weibliches Becken, sein Bauchumfang betrage 105 Zentimeter, seine Willenssphäre sei haltlos, sein allgemeines Verhalten gibt er mit «macht weibischen Eindruck, sonst normal» an, seinem psychischen Gesamtbefund nach sei er ein haltloser Psychopath, mit weibischem Einschlag und homosexuell. Sein abschliessendes Urteil: «M. E. ist die Entmannung notwendig und erfolgsversprechend. Gesundheitliche Schäden sind nicht zu erwarten.»

Was wird Rudolf Müller dazu bewogen haben, einen so radikalen und unwiederbringlichen Schritt zu gehen? Er schreibt: «Ich habe vieles versucht meine Veranlagung zu unterdrücken.» Er schreibt: «Glaube ich fest durch meine Entmannung keine sexuellen Triebe mehr zu Männern zu haben.» Ist dem zu trauen? Und wenn, ist es die ganze Wahrheit?

Rudolf Müller ist in Haft, er wird seit 1933 durchgehend polizeilich überwacht, er kam im Winter 1935 mit Hunderten anderer Homosexueller wie Transvestiten ins Konzentrationslager Lichtenburg bei Torgau an der Elbe, er wird nach einem halben Jahr so überraschend wieder freigelassen, wie man ihn zuvor verschleppt hatte, aufgegriffen in Berlin in Frauenkleidern, trotz des Ausweises, zuletzt im Februar 1934 erteilt, der noch bis in den Februar 1939 gültig ist und den man ihm nun sofort entzieht. Immer wieder wird er vorgeladen, immer wieder schaut die örtliche Polizei und zwar die Kriminalpolizei in seiner Gastwirtschaft vorbei, akribisch sind in seiner Polizeiakte alle Verfahren und alle Verurteilungen aufgeführt wie zusammengefasst: von angeblichen Diebstählen über Unterschlagungen, Verstössen gegen Ausschankbestimmungen bis hin zu so genannter widernatürlicher Unzucht. Wie frei ist er jetzt und überhaupt in seinen Entscheidungen?

Eine mögliche, eine andere Antwort findet sich in einer weiteren, umfangreichen Aktenmappe aus dem Bestand der so genannten kriminalbiologischen Sammelstelle der Hamburger Polizei: «Entmannungen – Verfügungen und Erlasse, Untersuchungsanleitungen, Berichte und Literatur von 1934 bis 1945». Die Akte erzählt in allgemeinen Zügen, wie unter den Nationalsozialisten die Massnahme der Kastration nicht nur eingesetzt wird, um mit aller Härte gegen homosexuelle und transvestitische Personen vorzugehen, sondern wie sie auch zu den wahnhaften Ideen der sogenannten völkischen Erbgesundheit passte – so wie auch in Müllers Polizeiakte bald mutmassende Angaben zu Erkrankungen in seiner Herkunftsfamilie auftauchen: ein Onkel hätte Epilepsie gehabt, eine Tante wäre in einer Irrenanstalt verstorben, sein Vater sei seit Langem ein haltloser Wohlfahrtsempfänger. «Zweifelloso ist die Kastration die billigste Methode der Sicherung und gleichzeitig auch eine Ausschaltung schlechten Erbgutes im Sinne der Rassehygiene», teilt etwa der Leiter des Gefängniskrankenhauses Berlin-Moabit im September 1934 in einem Schreiben an die Gefängnisse

**«Ich verehrte meinen Lehrer  
so sehr, dass ich ihm oft  
Rosen aufs Pult legte, bis er  
es mir verboten hat»**



des Reiches mit. Bald mehren sich Verurteilungen mit anschliessender Sicherheitsverwahrung, flankiert von gerichtlich angeordneten Entmannungen. Ab 1938 wird zugleich ausdrücklich die Aussicht auf vorzeitige Entlassung benannt, sollten wegen Unzucht verurteilte Häftlinge sich für eine Kastration entscheiden.

Wer weiss, was Rudolf Müller darüber wusste; wer weiss, was sich die Häftlinge untereinander erzählt haben; wer weiss, wie weit Müller befürchtete, dass man ihn nach den zwei Jahren und vier Monaten, zu denen er verurteilt worden ist, nicht entlassen hätte, sondern dass man ihn weiterhin festhalten würde, Monat um Monat, Jahr um Jahr, und wer weiss, ob es dabei geblieben wäre. Über vierhundert Namen von auf gerichtliche Anweisung hin entmannten Häftlingen sind am Ende in jener Akte allein für die Stadt Hamburg über die Jahre hinweg bis 1942 aufgeführt, Müllers Name ist in der Liste derer zu finden, die von sich aus einen Antrag auf Kastration gestellt hatten und die extra geführt werden.

Und so – seine Hoden werden eingeschickt und histologisch untersucht, so ist es notiert – kann er ein Gnadengesuch stellen, und er stellt es, er sei ja nun keine Gefahr mehr. «Besser als durch eine freiwillige Operation, die zur Entmannung führte, kann wohl kein Strafgefangener bekunden, dass er auch innerlich seine Straftaten bereut und dass er gewillt ist, zu büssen und alles zu unternehmen, um niemals wieder rückfällig zu werden», schreiben flankierend seine Anwälte an das zuständige Gericht. Betonen, er sei doch stets ein arbeitswilliger Mensch gewesen, der in seiner Speisewirtschaft manchem Volksgenossen zu Arbeit und Brot verholfen habe, Müller könne sich sogleich viele nützliche Tätigkeiten für die Allgemeinheit vorstellen, sei er wieder in Freiheit, auch «als Arbeiter in einer Munitionsfabrik».

«Die Stimmungslage hat sich erheblich geändert», notiert der ärztliche Gutachter: «Während Müller früher etwas verstimmt war, ist er jetzt froh und <dankt dem Schöpfer> für seine Kastration, die seine homosexuelle Neigung ganz erlöscht hat.» Auch sein Blick sei fester geworden und seine Bewegungen seien nicht mehr so feminin wie früher.

Und dem Gnadengesuch wird schliesslich stattgegeben, Rudolf Müller wird zu Weihnachten 1941 entlassen, wenn

auch nur bedingt: Die Bewährungszeit beträgt drei Jahre. Er bleibt in Hamburg, seine Frau Elisabeth hat sich noch während der Haftzeit von ihm scheiden lassen, er zieht öfter um, er meldet sich regelmässig bei den jeweiligen Polizeidienststellen. Dann in den sich steigernden Kriegswirren, die Alliierten sind mittlerweile in der Normandie gelandet und rücken auf das nazideutsche Kernland vor, verliert sich zunächst seine Spur.

Rudolf Müller ist zuletzt zurückgekehrt von Hamburg nach Kusel, in die Kleinstadt, in der er aufwuchs und in der Verwandte leben. Ein Onkel etwa, der seinen Tod am 8. Februar 1945 um 2.30 Uhr auf dem Amt bezeugt. Es war nicht ganz einfach, eine Kopie der Todesurkunde zu bekommen, die die entsprechenden Angaben erhält. Müller lebte am Ende im Ortsteil Birkenfeld, der über die kommenden Jahrzehnte wechselnden Gemeinden zugeschlagen wurde, so dass es seine Zeit brauchte, bis das jetzt zuständige Standesamt ermittelt war, in dem die für ihn letzte Urkunde aufbewahrt ist. Nun aber liegt es vor mir, das Dokument, das mir gegen eine Gebühr von 10 Euro und 71 Cent per Brief zugeschickt wurde: 45 Jahre ist Rudolf Müller alt geworden, gestorben an einer Lungenembolie. Und er hat noch mal geheiratet, im Juli 1942 in Hamburg: und zwar Elisabeth Müller, geborene Raak, geschiedene Müller, werde ich wohl je erfahren, wie es dazu gekommen ist?

## Wenn die Verunsicherung zuschlägt

Tobias Ginsburg hat sich unter radikalisierten Männern umgeschaut; geschlechterreflektierte Jungen- und Männerarbeit will diese nicht aufgeben, sondern zurückholen.

Von Thomas Neumeyer

«Zugehörigkeit, ein Ziel, das Eigene. Heutzutage hat man nur so eine krasse Leere, die einen verschlingt, weil man komplett entwurzelt ist. Man fragt sich: Wofür das alles?» Das ist die Antwort von einem rechtsradikalen deutschen Rapper auf die Frage, was Männer und Jungen heute suchen. Identität also. Es ist einer der seltenen Momente, in denen es Tobias Ginsburg gelingt, einen Blick zu erhaschen auf das, was hinter dem Panzer aus Mackertum, Schwulenfeindlichkeit und zelebrierter Frauenverachtung steckt. Für sein Buch «Die letzten Männer des Westens» hat sich der Autor ein ganzes Jahr lang unter falschem Namen mit Millimeter-schnitt und Bomberjacke in verschiedenen Ecken der antifeministischen Szene bewegt. Er nahm an Kongressen von Männerrechtlern teil, meldete sich bei einem zwielichtigen Flirtcoach an, besuchte Konzerte hypermaskuliner Rapper und traf den Vizepräsidenten eines christlich-fundamentalistischen Thinktanks.

Zu seinem Erstaunen begegnete Ginsburg immer wieder demselben Narrativ: Die Gesellschaft sei krank, die heutigen Männer verweichlicht. Der Feminismus und die – konsequent als «Genderideologie» bezeichnete – Geschlechterforschung hätten die traditionellen Werte ausgehöhlt und dafür gesorgt, dass die Männer schwach und schlaff geworden seien. Und auch die angebotenen Gegenmittel gleichen sich: Mit Selbstdisziplin, Dominanz und Härte zurück zur echten Männlichkeit und zur naturgegebenen Weltordnung, in der durchsetzungsstarke Männer das Sagen und die Frauen ihre untergeordnete Position zu akzeptieren haben. Ob im Anzug oder im Tanktop: Was sie sagen, ist häufig austauschbar. Der harte Kerl, der die ganze Welt dominieren kann, ist ein Sehnsuchtsbild, das offenbar für viele Männer Strahlkraft hat – und dies relativ unabhängig von der sonstigen Weltanschauung.

So bietet der erwähnte Rechtsrapper neben ausländischerfeindlichen, deutschnationalen Songtexten mit seiner «Germanenherausforderung» auch ein Trainingsprogramm an mit dem Ziel, die verweichlichte Jugend fit zu machen für den Kampf gegen die Überfremdung.

Wie das Buch von Ginsburg klar macht, kupfert der Rechtsrapper hier ganz offensichtlich vom erfolgreicheren Rapper Kollegah ab, der mit seiner «Bosstransformation» ebenfalls ein Programm anbietet, um vom «Lauch» zum

«Alpha» zu werden. Auch sonst ist dieser für den Rechtsrapper in vielem ein Vorbild. Das Erstaunliche daran: Kollegah ist zum Islam konvertiert und fordert in Interviews dazu auf, streng nach den Regeln des Korans zu leben. Müsste das nicht das absolute Feindbild eines deutschen Rechtsradikalen sein? Offensichtlich nicht. Der ebenfalls muskelbepackte muslimische Rapper scheint für das eigene Weltbild weniger gefährlich als die Geschlechterforschung oder die queerfeministische Bewegung.

Ginsburg macht in seinem Buch eine wiederkehrende Beobachtung: Verunsicherung und Kränkung bringen den Wunsch nach eindeutigen und unerschütterlichen Geschlechterverhältnissen hervor. Dieser Wunsch wird von verschiedensten Seiten online und offline bespielt und verstärkt. Die Erzählung ist einfach: «Werde wieder zum echten Mann, dann bekommst du Respekt, Geld und Sex.» Wird das Versprechen nicht eingelöst, machen gekränkte Männer nicht die holzschnittartigen Bilder von Männlichkeit verantwortlich – sondern die Frauen. Es droht eine Radikalisierung.

Dass es einen Zusammenhang gibt zwischen Radikalisierung, antidemokratischer Orientierung und Männlichkeit, wird schon allein durch die Zahlen augenscheinlich: In sämtlichen radikalisierten Gruppierungen sind Männer in der Überzahl. In der Reichsbürgerszene beträgt der Männeranteil 75 Prozent, in der salafistischen Szene 87 Prozent, in der AfD-Wählerschaft 69 Prozent. Trotzdem nehmen Politik und Öffentlichkeit die Wechselwirkungen zwischen Männlichkeitskonzepten und Radikalisierung bislang kaum wahr.

Fachleute für geschlechterreflektierte Jungen- und Männerarbeit im deutschsprachigen Raum nennen immer wieder drei wiederkehrende Elemente, die sich bei allen untersuchten radikalisierten Gruppierungen zeigen.

Erstens: Es wird eine unantastbare und naturgegebene Wahrheit behauptet. Je nach Gruppierung definiert diese das Verständnis von Geschlecht, Rasse, Ehe und so weiter. Die unterschiedlichsten Strömungen extremistischer Weltanschauungen gleichen sich im Kampf für die Erhaltung oder Wiederherstellung einer vermeintlich natürlichen Ordnung.

Zweitens ziehen radikalisierte Gruppen eine klare Grenze zwischen Innen und Aussen. Sie konstruieren ein abgekapseltes Wir und werten das Andere oder die Anderen ab.



Damit stärken sie den Zusammenhalt und den Selbstwert innerhalb der Gruppe. Das Fremde dient als Feindbild und wird als Sündenbock für das eigene Unbehagen instrumentalisiert. Gleichzeitig fordern sie eine unbedingte Loyalität zur eigenen Gruppe ein.

Das dritte wiederkehrende Element ist das Feindbild Feminismus und Gender. Auch wenn sich die untersuchten Strömungen inhaltlich stark unterscheiden: Antifeminismus ist eine Konstante, die sich von fundamental-christlich bis salafistisch, von Höcke bis Putin durchzieht. «Feminismus» wird pauschal als machtvolle und bedrohliche Grösse gedacht. Kritik an den Geschlechterverhältnissen wird so als wider-natürlicher und damit gewaltsamer Veränderungsversuch dargestellt.

Markus Theunert, Gesamtleiter der Dachorganisation männer.ch und Mitverfasser des Fachberichts, erklärt diese Konstante in radikalisierten Männergruppen mit der Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Anforderungen, denen sich Männer heute stellen müssen: «Die meisten Männer lernen auch heute noch, dass sie stark, dominant, leistungsstark und rational sein müssen», sagt er. Verletzlichkeit oder emotionale Bedürftigkeit würden dagegen abtrainiert. Diese Abspaltung sei ein Gewaltakt an sich selbst.

In einer Welt, die die Gleichstellung der Geschlechter einfordert, belohnt man Dominanzverhalten, Leistungsorientierung und Gefühlsabwehr nicht mehr, sondern problematisiert und sanktioniert diese Eigenschaften. Das ist für viele Männer befreiend, aber für viele auch bedrohlich. Und für manche ist es wohl beides zugleich.

Männer, die ihre Verletzlichkeit und Bedürftigkeit vor sich selbst verschleiern müssen, laufen Gefahr, die eigene Verletztheit in Wut oder Gewalt umzulenken, wenn sie Ablehnung erfahren. Dies insbesondere, wenn sie diese Ablehnung von Frauen erfahren, die sie als emotionale und sexuelle Anker brauchen, was sie sich aber nicht eingestehen können.

Eine einfache Lösung, wie wir diese Mechanismen durchbrechen können, kennt auch der Fachmann nicht. Um tiefsitzende Dinge zu verändern, muss man beim Grundsätzlichen ansetzen: «Jungen und Männer müssen lernen, jene emotionale Abhängigkeit auszuhalten, die mit Liebe untrennbar verbunden ist.» In der Beratung sei es nötig, die

Balance zu halten. Männer müssen sich in ihren Problemen verstanden und unterstützt fühlen, gleichzeitig gilt es auch die Grenzen zu setzen, die in gewissen Internetblasen und Subkulturen aufgehoben sind. Frauenhass oder Gewalt dürfen nicht als normal oder sogar legitim gelten. Hier in Kontakt zu bleiben, sei manchmal anstrengend, aber wichtig, sagt Theunert.

Es ist diese zugewandte Haltung, die man in Ginsburgs Buch zuweilen vermisst. Er beschreibt Männer, deren Welt- und Frauenbild erschreckend, teilweise sogar verstörend ist. Beim Lesen stellt sich nach einer gewissen Zeit das Gefühl ein, sein Ekel über diese Einstellungen sei grösser als die Neugier für die beschriebenen Männer und ihre Geschichten. Wenn es Ginsburg öfter gelungen wäre, das Vertrauen dieser Männer zu gewinnen, eine echte Beziehung aufzubauen und neben ihrer abstossenden auch ihre verletzte Seite zu zeigen, wäre «Die letzten Männer des Westens» nicht nur ein wichtiges – sondern auch ein wegweisendes Buch.

**Thomas Neumeyer** ist Leiter Betrieb und Kommunikation beim Dachverband der progressiven Männer- und Väterorganisationen männer.ch. Er lebt in Zürich, ist Vater und steht ab und zu mit seinen Songs auf der Bühne.

### «Anstoss Demokratie»

Unter dem Dach der Initiative «Anstoss Demokratie» untersuchten drei Fachverbände für Jungen- und Männerarbeit im deutschsprachigen Raum die Zusammenhänge zwischen Männlichkeit, Radikalisierung und antidemokratischer Orientierung. Ziel des Projekts war es, die Potenziale geschlechterreflektierter Jungen- und Männerarbeit im Dienst von Radikalisierungsprävention und Demokratieförderung zu identifizieren.

Infos: [anstossdemokratie.net](http://anstossdemokratie.net)

# Meldungen und Vermischtes

Kinderbetreuung im Trennungsfall

## **Kommission will alternierende Obhut fördern**

Auch wenn sich ein Elternteil weigert, sollen die Gerichte die alternierende Obhut durchsetzen. Die Kommission für Rechtsfragen des Ständerates unterstützte diesen Herbst eine entsprechende parlamentarische Initiative. Heute entscheiden sich Richterinnen und Richter im Falle von Spannungen zwischen den Eltern noch überwiegend dagegen. Sie wenden bei einer Trennung die traditionelle Lösung an, wonach die Obhut einem Elternteil zugeteilt wird und der andere ein Besuchsrecht erhält. In der Schweiz leben die Kinder von getrennten Eltern folglich in 85 bis 90 Prozent der Fälle bei einem Elternteil und sehen den anderen Elternteil nur an zwei Wochenenden. Das soll sich ändern.

Sexualstrafrecht

## **Etappensieg für «Nur Ja heisst Ja»**

Die Kommission für Rechtsfragen des Nationalrats hat sich diesen Herbst für die Zustimmungslösung ausgesprochen. Ein sexueller Übergriff, eine sexuelle Nötigung oder eine Vergewaltigung begeht demnach, wer «ohne die Einwilligung» einer Person eine sexuelle Handlung an dieser vornimmt. Die nationalrätliche Kommission stellt sich damit gegen die Haltung des Ständerats.

Vereinbarkeitsstress, Vaterschaft und Trennung

## **Erweitertes Beratungsangebot**

männer.ch hat in diesem Herbst sein Beraterteam vergrößert. Der Dachverband will, gemäss Newsletter, «Vätern und Männern in schwierigen Situationen» eine kostenlose Erstberatung anbieten.

# Ab 200.- Franken

[ernstmagazin.com/inserate](http://ernstmagazin.com/inserate)

«Eine Parabel darüber, wie die Liebe unser Leben beeinflusst,  
wenn wir es am wenigsten erwarten.»

MADMASS MAGAZINE

«Fanny Ardant durchdringt die Leinwand noch immer wie  
in ihren goldenen Tagen als Muse von François Truffaut.»

L'OCCHIO DEL CINEASTA

EX NIHILO ET KARÉ PRODUCTIONS  
PRAGMATIEN  
FANNY  
ARDANT

LES

MELVIL  
POUPAUD

JEUNES  
AMANTS

Ein Film von  
CARINE TARDIEU

AB 29. DEZEMBER IM KINO

Le spectacle sera présenté à l'occasion de la sortie du film

FILM COOP1





## Sinn und Sinne

MINIATUREN

**Büchersendung** <sup>56-57</sup>

DAS AUTORENPAAR

**«Es gibt keine Trennung zwischen Arbeit und Leben»** <sup>58-59</sup>

REZENSION «WELLEN»

**Heinz Helle schildert das Leben eines Mannes in der Brandung seiner Pflichten** <sup>60</sup>

REZENSION «DIE VERMENGUNG»

**Julia Weber spricht mit ihrer Romanfigur über sich und das Leben** <sup>61</sup>

DAS INNERSTE

**Das grosse Wir** <sup>62</sup>

DIE FOTORUBRIK

**Unterwegs #11** <sup>63</sup>

## KURZ ÜBER LANG

Lange Texte mit wenig Inhalt – das kennen wir. Kurze Texte hingegen, die ein ganzes Leben, eine ganze Welt einzufangen scheinen, sind selten. In der neuen Rubrik «Miniaturen» präsentiert je eine Autorin oder ein Autor auf Einladung von ERNST-Redaktor Alexander Estis ein Stück Kürzestprosa.

### MINIATUREN

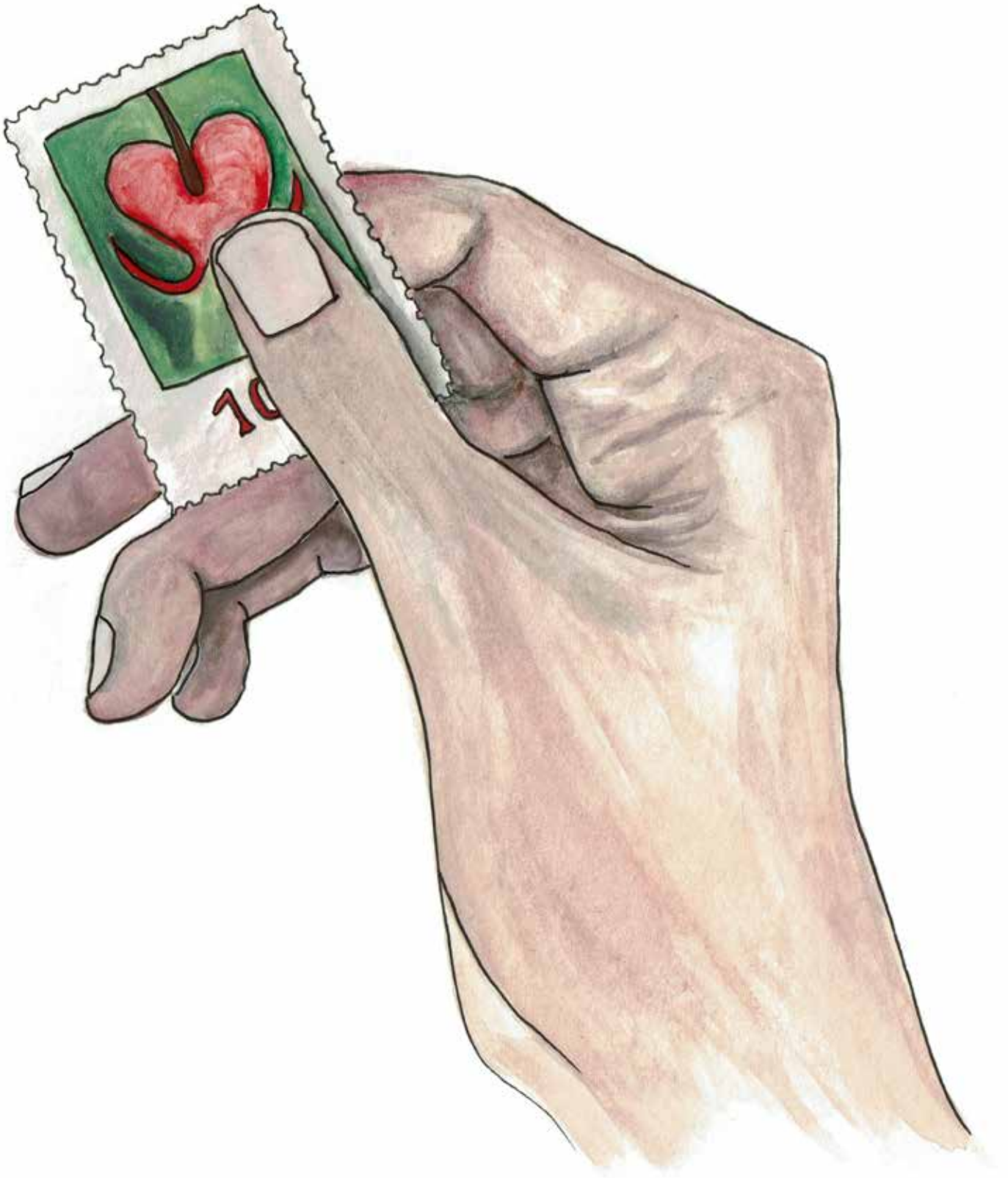
## Büchersendung

Von Stefan Reiser, Illustration: Lea Neuenschwander

*Als hätte sich irgendwo in der bundesdeutschen Postzentrale ein Beamter Gedanken gemacht, wie eine besonders zweckdienliche Briefmarke für Büchersendungen zu gestalten sei: Vielleicht wusste er aus eigener Erfahrung, dass am Ende einer Liebesgeschichte dem Fortgegangenen nicht selten das vergessene Lieblingsbuch nachgeschickt werden soll. So in ihrem Fall, die sie, in der nun halbleeren Wohnung hockend, nicht gewusst hat, was und wie dazuschreiben. Buch, Kuvert, Zettelchen und Stift in die Tasche. Letzte Worte, zumal in schriftlicher Kurzform, hat sie sich also fürs Postamt aufheben müssen. Dort, in einer uneinsehbaren Ecke, legt sie die 100-Cent-Briefmarke, die man ihr am Schalter nach kurzer Beratung gegeben hat, auf ein Tischchen. Erst jetzt, vor ihr das leere Stück Papier, nimmt sie die Briefmarke genauer in Augenschein: das Bild einer Zierpflanze, rosa Blüte in Herzform, darüber die Worte «Tränendes Herz». Feuchtkissen und Zettelchen, beides bleibt unbenutzt.*

**Stefan Reiser**, Jahrgang 1981, lebt als Autor und Theatermacher in Wien und Oberösterreich. Er zeichnet für zahlreiche Produktionen und Inszenierungen verantwortlich, seine Minidramen, Miniaturen und Kurzgeschichten veröffentlicht er in Zeitschriften und Anthologien. Er wurde vielfach ausgezeichnet und erhielt zahlreiche Stipendien. Weitere Informationen über den Autor sind unter [stefanreiser.com](http://stefanreiser.com) zu finden.





DAS AUTORENPAAR

## «Es gibt keine Trennung zwischen Arbeit und Leben»

Zwei Bücher, eine Familie: Julia Weber und Heinz Helle haben je einen Roman vorgelegt, in dem es um ihren gemeinsamen Paaralltag geht. Ein Doppelinterview – und zwei Rezensionen.

Von Gallus Frei-Tomic

*ERNST: Ihr habt euch in Biel am Schweizerischen Literaturinstitut kennengelernt, seid Autorin und Autor – und ein Paar. Ich stelle mir vor, dass es nicht ganz einfach ist, in eurer Partnerschaft Grenzen zu ziehen...*

**Julia Weber:** Ich empfinde die Auflösung dieser Grenzen als etwas Wertvolles. Weil die Kunst, die wir tun, in alles hineingeht, sie immer da ist, es gibt keine Trennung zwischen Arbeit und Leben, Freizeit und Unfreizeit, und ich kann mir vorstellen, dass es, wenn wir das nicht so handhaben würden, kompliziert werden könnte. Wir haben nicht unendlich, aber viel Verständnis füreinander, wenn jemand von uns sagt, ich muss jetzt unbedingt nochmals ins Atelier und was schreiben, oder wenn wir einander bitten, Texte zu lesen, dann wissen wir, wie wichtig das ist. Der einzige Bereich, den ich heikel finde, ist die Konkurrenz. Aber bis jetzt ist es sehr ausgeglichen, und ich hoffe ganz fest, dass das so bleibt.

**Heinz Helle:** Ich hoffe das auch, und ich bin zuversichtlich. Die Entscheidung, unser gemeinsames Schreiben, unser Leben zum Thema unserer Arbeit zu machen und unsere Bücher so nah beieinander erscheinen zu lassen, ist für mich eine beinahe logische Folge der Tatsache, dass wir durch das Schreiben überhaupt erst zusammengefunden haben. Konkurrenz kann da eigentlich nur von aussen kommen. Da müssen wir wachsam bleiben.

*Dein Roman, Heinz, liest sich wie ein Tagebuch, wie eine Liebeserklärung an das Schreiben, deine Frau, deine Kinder, eine philosophisch-gesellschaftliche Auseinandersetzung. War die Art, wie der Roman formal erscheinen wird, von Anfang an klar? Dein Buch als klassischen Roman zu bezeichnen fällt schwer.*

**Helle:** Die Form hat sich erst im Verlauf der Arbeit her-

ausgebildet, als die Wellenbewegungen im Fühlen und Denken des Erzählers sich mehr und mehr auch auf der Satzebene zeigten. Angesichts der Entwicklung, die der Erzähler erlebt, finde ich die Bezeichnung «Roman» durchaus angemessen.

*In deinem Roman, Julia, vermischen sich eigentlich zwei Romane: der, den ich lese, und der, den du während des Schreibens schreibst. Zwei Romane, die sich gegenseitig spiegeln. Dein Roman hat auch noch andere Ebenen, seien es Briefe, Generationenstimmen, die vielfache Auseinandersetzung mit dem Muttersein. Gab es bei dir den Kampf gegen das Überborden?*

**Weber:** Nein, den Kampf gegen das Überborden gab es nicht. Oder ich habe ihn so unbewusst ausgetragen, dass ich es nicht bemerkt habe. Es gab eher einen starken und anstrengenden Wechsel zwischen Intuition und Kontrolle. Ich habe das Buch zusammengefügt, habe es intuitiv zusammengesetzt, indem ich Teile aus einem beschriebenen Leben neben schon existierende Romanteile gelegt habe. Im Lektorat dann musste ich einen Überblick erhalten, musste mich aber auch wieder hineingeben in den Text. Ein Hin und Her, und immer befürchtete ich, den Text zu beschädigen mit meinen klaren Überlegungen und Strategien, was der Text noch braucht und was er ist.

*In beiden Romanen ist die Geburt des zweiten Kindes für beide in der Partnerschaft und als Paar eine ganz andere Herausforderung als die des ersten Kindes. Hätte sie nicht beim ersten Kind schon so existenziell sein können?*

**Weber:** Natürlich war es auch beim ersten Kind existenziell, das ist es immer, wenn man ein Leben ins Leben legt



und dafür verantwortlich ist. So viel Liebe und Herausforderung. Aber ich hatte davor nicht viel über meine Rolle als Mutter nachgedacht. Dass ich die Rolle der Mutter, wie die Gesellschaft eine Mutter als gute Mutter definiert, nie würde erfüllen können oder wollen, das habe ich erst im Laufe des Mutterseins gemerkt, und so kam dann die Angst, als ich nochmals Mutter werden sollte, umso grösser und aber auch für mich unerwartet zurück oder hervor. **Helle:** Im Unterschied zur Zeit nach der Geburt unseres ersten Kindes habe ich die Zeit nach der Geburt unserer zweiten Tochter anspruchsvoller erlebt, auch weil ich dieses Mal höhere Erwartungen an mich selbst hatte. Erwartungen, die ich nicht immer erfüllen konnte. Diese Erfahrung verarbeite ich im Buch.

*Inwiefern war das Schreiben für euch eine Form der Schwangerschaft?*

**Weber:** Ich mag den Vergleich seit meiner ersten Schwangerschaft nicht mehr. Ich habe noch nicht herausgefunden, warum. Es ist so anders. Ich kann es nicht sagen.

*Ihr wart als Familie gerade für mehrere Wochen in Rom, habt dort gelebt und geschrieben. Was machte das Leben als Schreibpaar dort anders?*

**Weber:** Anders war, dass wir so eng aufeinandersassen. Es gab keine Kita und keine Schule. Wir waren ein enges Gefüge von Menschen, die müssen, wollen, sollen, können. Und ich finde, wir haben das sehr gut gemacht. Ich wollte nie fliehen.

**Helle:** Für mich war das Schönste an der Zeit in Rom, zu merken, dass es wirklich möglich ist, das alles zu vermengen: Julia, mich, die Kinder, eine neue Stadt, das Meer, die Berge. Schauen, sprechen, schreiben.

**Heinz Helle**, geboren 1978, studierte Philosophie in München und New York und arbeitete als Texter in Werbeagenturen, bevor er Literarisches Schreiben am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel studierte. Für seinen letzten Roman, «Die Überwindung der Schwerkraft», wurde er mit dem Förderpreis zum Bremer Literaturpreis 2019 ausgezeichnet und stand 2018 auf der Shortlist des Schweizer Buchpreises. Er lebt mit seiner Frau, der Schriftstellerin Julia Weber, und den beiden gemeinsamen Töchtern in Zürich.

**Julia Weber** wird 1983 in Moshi (Tansania) geboren und zieht 1985 mit ihrer Familie nach Zürich. Nach der Schule macht sie eine Lehre als Fotofachangestellte und absolviert die gestalterische Berufsmaturität. Von 2009 bis 2012 studiert Julia Weber literarisches Schreiben am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel/Bienne. Im Jahr 2012 gründet sie den Literaturdienst ([literaturdienst.ch](http://literaturdienst.ch)) und ist 2015 Mitbegründerin der Kunstaktionsgruppe «Literatur für das, was passiert» zur Unterstützung von Menschen auf der Flucht. Im Frühjahr 2017 erscheint ihr erster Roman «Immer ist alles schön» beim Limmat Verlag in Zürich. «Immer ist alles schön» wird mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, etwa dem internationalen Franz-Tumler-Literaturpreis oder der Alfred-Döblin-Medaille der Universität Mainz. 2017 steht der Roman auf der Shortlist des Schweizer Buchpreises.

**Gallus Frei-Tomic** ist Programmleiter des Literaturhauses Thurgau, Literaturvermittler, Veranstalter und Betreiber verschiedener Literaturwebsites. Seit fast einem Jahrzehnt erschafft er selbstgestaltete Literaturblätter, die abonniert werden können, und seit etwas mehr als sechs Jahren betreibt er die Literaturplattform [literaturblatt.ch](http://literaturblatt.ch).

REZENSION «WELLEN»

## Heinz Helle schildert das Leben eines Mannes in der Brandung seiner Pflichten

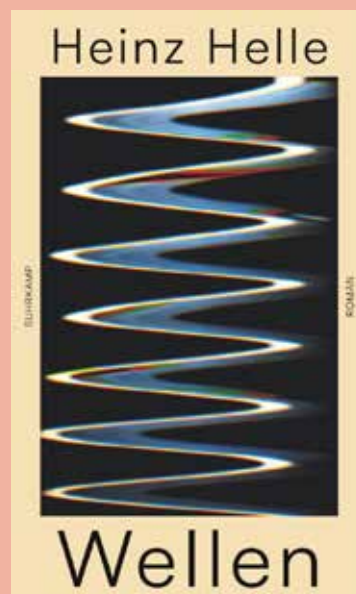
Dass man es als Vater zweier kleiner Kinder, will man ihnen ein Gegenüber sein, schwer haben kann, einen Roman zu schreiben, versteht sich leicht. Umso erstaunlicher, dass es Heinz Helle geschafft hat, sich nicht in Fiktionen aus dem Alltäglichen wegtragen zu lassen, sondern mit «Wellen» ein Buch präsentiert, das sich in absoluter Unmittelbarkeit mit seiner eigenen Welt auseinandersetzt. «Wellen» ist ein Buch übers Vater-, Mann- und Schriftstellersein. Nicht wirklich ein Roman, auch wenn das Buch als solcher angeschrieben ist. Vielmehr ein Tagebuch, ein Simultankommentar zu einem Leben mitten in der Familie, zwischen Windeln, Spielzeug, Volvo, Wäscheleinen und Milchfläschchen.

Helles neues Buch ist mehr als eine Nabelschau. Mit Sicherheit eine Liebeserklärung. Eine Liebeserklärung an seine Frau, seine beiden Kinder, seine Familie, seine Aufgaben, sein Leben, jenen Lauf der Zeit, der mit zwei kleinen Kindern so sehr von Alltäglichkeiten dominiert wird, dass sich mein verklärter Blick in die Vergangenheit und Helles Blick in seine Gegenwart mitunter heftigst streiten. «Wellen» schildert das Leben eines Mannes in der Brandung seiner Pflichten. Kein weinerliches Reflektieren eines Mühlsteinträgers, kein Suhlen in den Niederungen menschlicher Abgründe. Der Erzähler liebt seine Welt, auch wenn sie ihn zuweilen einengt, nicht loslässt. Er liebt seine Kinder, auch wenn sie ihn nachts vom Schlafen abhalten und die Kleine erst in den Armen der Mutter zu schreien aufhört. Er liebt seine Frau, die ihren Kopf noch immer an seine Brust legt, die ihn an der Hand nimmt. Und er liebt sein Schreiben, sein schreibendes Nachdenken, auch wenn er in seinem kleinen Arbeitszimmer abseits seiner Wohnung manchmal einfach zuerst zur Ruhe kommen muss.

Helles Buch sind Aufzeichnungen eines Nachdenkens. Der Erzähler denkt vom Kleinen ins Grosse, vom Grossen ins Kleine. Er weiss genau, dass das, was er als Vater tut, wenn er nachts die verstopfte Nase seines neugeborenen Kindes tröpfchenweise zu befreien versucht, keine Nichtigkeiten sind, sondern die kleinen Schritte zum Grossen. Jenes Grosse, das man im Sog der Alltäglichkeiten leicht aus den

Augen verliert. Jenes Grosse, das verlorengegangen ist, wenn man in den Medien von Eltern liest, die die Kontrolle verlieren. Der Erzähler ist einem Geheimnis auf der Spur. Dass der Erzähler oft und gerne philosophische Abschweifungen unternimmt und diese mit Alltäglichkeiten, Träumereien und Beobachtungen vermengt, macht das Buch auch für mich zu einem Quell vieler Überraschungen. Und dass die einzelnen Kleinkapitel fast immer mit «Und dann», «Und als» «Und dass» beginnen, gibt dem Text eine Unmittelbarkeit, als würde der Erzähler sein Leben im O-Ton kommentieren.

Als ich vor 37 Jahren zum ersten Mal und zehn Jahre später zum letzten Mal Vater wurde, waren viele Selbstverständlichkeiten mit denen von heute identisch. Und doch unterscheidet sich die Rolle eines Vaters heute in vielem diametral von der damals. Vielleicht war das meine grösste Herausforderung bei der Lektüre; die Erkenntnis, wie gedankenlos ich damals meine Rolle lebte, auch wenn die Zeichen der Zeit schon Grund genug gegeben hätten, gewisse Selbstverständlichkeiten aufzugeben.



**Heinz Helle:** Wellen. Eine literarische Auseinandersetzung mit Männlichkeit und Vaterschaft. Frankfurt am Main, Berlin: Suhrkamp, 2022. 284 Seiten, CHF 34.90, ISBN 978-3-518-77394-9.

REZENSION «DIE VERMENGUNG»

## Julia Weber spricht mit ihrer Romanfigur über sich und das Leben

Vielleicht hat Julia Weber mit ihrem zweiten Roman etwas erschaffen, was einmalig ist. Der Titel ihres Romans ist nicht nur Überschrift, sondern Programm. «Die Vermengung» vermengt biografisches mit fiktionalem Schreiben. Sie schreibt über ihr Leben, über eine Julia, verheiratet mit H (Heinz Helle). Julia schreibt, H schreibt. Sie sind Mutter und Vater von B. Sie wohnen zusammen in einer nicht über-grossen Wohnung mitten in Zürich. Sie schreibt in «freien» Zeiten zu Hause, er in seiner kleinen Kammer, die er irgendwo in der Nähe gemietet hat. Sie haben sich eingerichtet, im Leben als Paar, Eltern und Schreibende. Bis klar ist, dass Julia ein zweites Kind mit sich trägt. Bis klar ist, dass nach der Geburt alles anders ist und es mehr braucht als bloss eine Umgewöhnungsphase. Wird sie weiterschreiben können? Wird sie das eine zugunsten des andern «abbrechen» müssen, so wie es in der Geschichte des Frauseins über Jahrhunderte passierte? Reicht es, einen fürsorglichen und einfühlsamen Mann an ihrer Seite zu wissen, um all dem gerecht zu werden, was sich mit zwei kleinen Kindern intensivieren wird? Julia fühlt sich bedrängt, in die Enge getrieben. Eine Mischung aus Verzweiflung, Mutlosigkeit und Ängsten zieht sie in tiefe Trauer, in einen Kampf, der ihre Existenz gleich mehrfach bedroht.

Weber bleibt, wie gesagt, nicht eindimensional. Sie verknüpft ihre Auseinandersetzung mit ihrem Schreiben, mit der Geschichte, mit der sie sich während und nach der Schwangerschaft auseinandersetzt, mit den Figuren dieser fiktiven Geschichte; Ruth, Linda und Karl machen in ihrer Fiktion Ähnliches durch; Schwangerschaft, Zukunftsängste, Stürme in ihren Beziehungen. Aber die reale Julia kommuniziert mit ihren Romanfiguren. Sie schreiben sich, beschwören einander, mischen sich ein. Die reale Familienkonstellation spiegelt sich in der fiktiven und umgekehrt. Dabei ist Webers Schreiben über das Schreiben weit mehr als das Protokollieren einer «Buchwerdung». Die Geschichte, an der die Autorin schreibt, ist das Spielfeld einer Wahrscheinlichkeit. Die Personen in ihrer Geschichte treten aus der Fiktion heraus und mischen im Realen mit.

In einer weiteren Ebene mischen sich auch noch weitere Beziehungen in «Die Vermengung» ein; eine Freundin, die ihre Eizellen einfrieren lässt, weil ihr Wunsch, Mutter zu werden, den Vater noch nicht gefunden hat. Oder die Mutter, die ihr mitteilt, man habe einen Krebs in ihrer Brust gefunden. Weber vermengt all die «Bedrohungen» einer Frau in einem Roman, der mich bei der Lektüre schwindlig macht. Keineswegs, weil er unübersichtlich geschrieben oder nur schwer lesbar wäre. Webers Roman ist in einer Sprache geschrieben, die sich mühelos ebenso klar wie verspielt zeigt. «Die Vermengung» ist ein Roman, den man mit Bleistift hinter dem Ohr liest, der mit tiefer Sehnsucht geschrieben wurde, nicht nur den Moment, sondern die Welt zu verstehen, Ordnung in Gefühle zu bringen, die einem in ihrer Heftigkeit bedrohen können. Julia Webers fiktionale Figuren in ihrem Roman eskalieren stellvertretend. Die Briefe zwischen ihr und ihrem Mann zeugen von jener Ernsthaftigkeit, die ich einer Gegenwart, die sich verliert, nur wünsche.

Webers Experiment der Vermengung hätte leicht scheitern können. Aber weil die Autorin die Vielstimmigkeit ihres Stimmenorchesters so virtuos dirigiert, gelingt ihr ein grosses symphonisches Werk, das getragen wird von Grossherzigkeit, Mut und der Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit.



**Julia Weber:** Die Vermengung. Zürich: Limmat, 2022. 352 Seiten, Fr. 30.-. ISBN 978-3-039-26041-6.

DAS INNERSTE

## Das grosse Wir

Von Ivo Knill

*Am Anfang ist die Verschmelzung, im Du bin ich erst ganz, in dir erst fühle ich, spüre ich, lebe ich. Ich liebe, ich ströme über mich hinaus. Der Himmel der Gefühle eröffnet sich über uns. Aber dann muss doch wieder jeder selbst aufstehen und in sein Leben hinaus, und dann muss man verhandeln, wie viel von was, Geld, Zeit, geteilte Zeit, Zeit für sich. Bedürfnisse kommen ins Spiel, die man abwägen muss, Unabhängigkeitserklärungen werden abgegeben, Grenzen gezogen, denn in der Verschmelzung gehen wir uns selbst verloren, also muss man verhandeln, klären. Wir tanzen ans Ende der Liebe und kommen in der Beziehung an, so läuft es, so kann es laufen, man muss ja schliesslich auch arbeiten, leben, also hat man eine Beziehung und führt sie, wie man einen Haushalt führt, und klärt, wer macht was, und ist froh, wenn es Alltag, Feiertage und auch einmal Feierabend gibt. Dann kommt der Engel, als würdest du ertappt. «Willst du geliebt werden?», fragt er dich. «Dann liebe.» Es könnte sein, dass dir der Engel sagt, im Vertrauen: «Liebe geht nur in Freiheit.» Es könnte sein, dass du dich fragst: Will ich der Mensch sein, der seine Liebe einem anderen wie Fesseln überstreift? Es könnte der Moment kommen, in dem du siehst: Es ist jetzt. Damit beginnt das Glück des grossen Wir.*

ERNST-Redaktor Ivo Knill nähert sich in der Rubrik «das Innerste» schreibend dem Kern der Dinge. .



## Unterwegs #11

Von Luca Bricciotti

# Sag Ja zu ERNST!

Abonniere ERNST für zuhause,  
die Pfarrestube, die Praxis,  
die Schulstube, das Atelier,  
deine Beiz oder dein Luftschloss.

**[ernstmagazin.com/abo](http://ernstmagazin.com/abo)**



Scanne den QR-Code und erhalte ein kostenloses Probeheft  
oder ein Jahresabo mit 20.- Franken Rabatt.

**Vermerk: «Paargeschichten»**